



Jalid Sehouli und Jutta Vinzent

BAUCHGEFÜHLE

Leben aus Leidenschaft

Die besondere Anthologie



deutsche stiftung eierstockkrebs
german ovarian cancer foundation

Bauchgefühle

Schriftenreihe der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs

Band 3

Bauch- gefühle

Leben aus *Leidenschaft*

Die besondere Anthologie

herausgegeben von
Jalid Sehouli und Jutta Vinzent



deutsche stiftung eierstockkrebs
german ovarian cancer foundation

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© Deutsche Stiftung Eierstockkrebs, Berlin 2019

www.stiftungeierstockkrebs.de

Gesamtherstellung: be.bra verlag Medien und Verwaltungs GmbH, Berlin
Umschlagmotiv: Adak Pirmorady

ISSN 2628-5126

ISBN 978-3-86124-730-2

Inhalt

VORWEG

Mitten ins Leben

Jutta Vinzent. 9

Mit Schreiben zu mehr Wissens- und Lebenskraft

Jalid Sehoulì 13

La Vie

Elke Leonhard 20

BAUCHGEFÜHLE

»Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!«

Birgit Gruber 25

Du bist in mir ...

GeeS 41

Ohne sie

Manfred Kiefer 42

Diagnose Eierstockkrebs

Susanne Diehm 61

1000 Kämpfe an einem Tag

Eva Heß 63

Schweres Gepäck

Julia Schwerdtfeger 65

Olivias Botschaft

Wiebke Dickfeld 67

Laute Stille

Regine Levanic 77

Kein Fest ohne Eingemachtes oder Experiment mit einem Krebsgeschwür	
Silvia Czerner	78
Auf den Schaumkronen sitzen Metastasen	
Beke Rienitz	89
Lauf	
Gabi Röhr	90
Nicht fertig werden	
Kerstin Imogen Vieth	95
Die Andere	
Elli Bunt	99
Der Freundschaftsdienst	
Mirjam Phillips	106
Das Mutterschaf	
Ulrike Engels-Koran	114
Lauras Segeltörn	
Elisabeth Rosche	120
ANHANG	
Zu den AutorInnen	129
Danksagung	134
Weiterführende Literatur	135

Vorweg

Mitten ins Leben

Jutta Vinzent

Mitten ins Leben schlug die Bombe ein. Bei mir geschah es ohne Vorwarnung, ohne das geringste Zeichen, ohne jegliche Vorahnung. So trifft einen der Einschlag besonders hart. Das Leben war danach nie wieder so, wie es einmal gewesen war. Es gab von nun an nur noch ein Davor und ein Danach: in der Erinnerung, beim Betrachten von Fotografien, beim Erzählen von Ereignissen – mein Leben hatte sich geteilt. Es gibt viele solcher Attacken aufs Leben, die Jung und Alt treffen können. Die Gefühle scheinen jedoch immer gleich zu sein: ohnmächtig, gelähmt, nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn zu handeln. Den Boden unter den Füßen verlierend steht man dem Umfassbaren gegenüber. Es gewinnt Überhand – und man sackt ein.

In meinem Leben hat eine solche Bombe zweimal eingeschlagen. Das erste Mal scheint jedoch nur von geringer Bedeutung im Gegensatz zu dem, was am 1. August 2011 mein Leben für immer verändert hat und sich nach einer Operation am 7. September 2011 bestätigte: ich habe Krebs.

Menschen bekommen derartige Schläge mitten ins Gesicht; täglich, stündlich, auf der gesamten Welt. Jeden und jede kann es treffen. Und nicht nur Krankheit ist ein solcher Schlag. Wir sind ausgeliefert, wenn uns der Tod von Nahestehenden trifft, und auch Arbeitslosigkeit, die Trennung von langjährigen Partnern, Umweltkatastrophen und solche, die Menschen durch Krieg hervorrufen, verursachen Leiden.

Dieses Buch handelt von jenen, die von ihrem Leiden und Leben berichten; LaienschreiberInnen griffen zur Feder und haben ihre Betroffenheit in Worte gefasst. Patientinnen, Angehörige und FreundInnen von Patientinnen, ÄrztInnen, medizinisches Pflegepersonal und TherapeutInnen widmeten sich schreibend

dem Thema Eierstockkrebs. In Erzählungen, in Erfahrungsberichten und in Gedichten wird das Leben als *Erleben* aufgegriffen. Deutlich wird immer wieder, dass das Leben zu einem Leben aus *Leidenschaft* wird, gerade dann, wenn bewusst wird, dass es nur eines gibt. Ein bekanntes Sprichwort heißt: Wir alle haben zwei Leben. Unser zweites beginnt dann, wenn wir realisieren, dass wir nur eines haben.

Motivation des Buches ist es nicht, Ratschläge zu erteilen, sondern das Schreiben als eine kreative Tätigkeit begreifbar zu machen, die helfen kann, mit persönlichen Bombenschlägen umzugehen und sie zu verarbeiten. Das Buch vermittelt die Überzeugung, dass kreatives Tun schöpferisch wirken kann und somit nicht nur dabei hilft, Schicksale zu verarbeiten, sondern vielmehr auch etwas Bleibendes schafft: den Text. Gerade weil dieses Buch kein Ratschlagewerk im üblichen Sinne ist, liegt seine Stärke in der Authentizität der hier versammelten Stimmen, die sich des Schreibens um des Schreibens willen annahmen.

Anlass der Textsammlung war der erste Literaturwettbewerb der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs. Diese Stiftung veranstaltet einmal jährlich einen Informations- und Aktionstag, um auf die heimtückische Krebserkrankung des Eierstocks hinzuweisen.

So war nach der DIWA-Community zu Mode im Jahr 2016 (»Modenschau Size Hero«) und zum Singen im Jahr 2017 (»Singen gegen Eierstockkrebs«) das Jahr 2018 der Literatur und dem Schreiben gewidmet. Bei all diesen Aktionen geht es der Stiftung darum, Hoffnung und Mut zu machen und das Leben zu zelebrieren, anstatt Krebs als Todesurteil zu betrachten.

Vom französischen Autor Jules Renard stammt das Zitat: »Schreiben ist nur eine Art des Sprechens, bei der man nicht unterbrochen wird.« Das Buch nimmt Renards Worte ernst und will einer solchen Sprechweise Raum geben, an der auch andere teilnehmen dürfen – durch die Lektüre der authentischen Texte, die von Betroffenen stammen.

Der »Dialog mit anderen« ist nicht nur über das Schreiben und auch (Vor)lesen eigener Texte möglich, sondern kann auch

funktionieren, indem man sich schreibend mit Literatur auseinandersetzt, die von Menschen mit ähnlichen Problemen, Lebensthemen und Philosophien verfasst wurde. Eine solche Auseinandersetzung kann eine sogenannte bibliotherapeutische Wirkung entfalten. Über einen »eigenen« oder »fremden« Text kann Gefühlen ein Sprachraum eröffnet werden: als Hilfestellung bei dem Versuch, das Unfassbare in Worte zu fassen, oder als Möglichkeit, in den Worten anderer sich selbst zu erkennen – weil sie genau das treffend aussprechen, was man selbst nicht fassen kann. Eine derart erweiternde Selbstwahrnehmung kann Patientinnen und Betroffenen bei der wichtigen Klärung von existentiellen Lebensfragen unterstützen und sie aus der Erstarrung nach der Diagnose Krebs führen – so beschreiben es die Autorinnen und Schreibtherapeutinnen Susanne Diehm und Jutta Michaud (SUDIJUMI).

Die Vorgabe des Literaturwettbewerbs war, dass in den Texten alle Aspekte, die Eierstockkrebs betreffen, berührt werden durften; alle literarischen Genres waren erlaubt; sie sollten in deutscher Sprache verfasst sein und zehn Seiten nicht überschreiten. Die Jury war hochrangig besetzt. Sie bestand, in alphabetischer Aufzählung, aus Dr. Robert Armbrust, Susanne Diehm, Nina George, Dr. Eckhart von Hirschhausen, Wolfgang Kohlhaase, Dr. Elke Leonhard, Patricia Riekkel, Moritz Rinke, Prof. Dr. Jalid Sehouli, Prof. Dr. Michael Tsokos, Dr. Dr. Jutta Vinzent.

Die drei Preise – einer für Dichtung, einer für Kurzprosa und einer für das »Besondere« – wurden im Mai 2018 während des Welteierstockkrebstages in Berlin verliehen. Sie bestanden aus einer Lesereise, einem Gutschein für ein Schreibcoaching und aus wertvollen Buchpaketen renommierter Verlage.

Bei der Bewertung ging es der Jury vor allem um authentische Beiträge. Wir führten viele Diskussionen um die Bedeutung literarischer Qualität, aber interessanterweise waren wir uns bei der Kurzliste von insgesamt 150 eingegangenen Beiträgen von etwa 130 Schreibenden sehr schnell einig (es war möglich mehr als einen Beitrag einzureichen, was vor allem bei Gedichten vorkam),

wer in die engere Auswahl kommen sollte. Das Resultat unserer Auslese finden Sie in diesem kleinen Büchlein, welches sich dazu eignen soll, Mut zu machen – wenn auch nur dadurch, dass die Lektüre das Gefühl vermittelt, nicht alleine zu sein.

In den Erzählungen und Gedichten geht es um die Krebsdiagnose und die -behandlung, den Alltag einer Krebspatientin, um Heilung, aber auch um den Tod, der in einer Kurzgeschichte an die Tür klopft und zum Kaffeetrinken eingeladen wird, bei dem er überredet werden kann, noch ein wenig zu warten. Die Themen werden erschütternd, tragisch-komisch, aber auch witzig erzählt. Gefühle, die unausgesprochen durch die Zeilen drängen – die Trauer, die Verzweiflung, die Suche nach Halt – haben mich als Leserin jeder Geschichte und jedes Gedichtes tief berührt, ganz gleich, ob der Inhalt im einen Text nun literarisch etwas stilvoller gekleidet war als im anderen.

Die Kurzgeschichten entwickeln über mehrere Seiten ein Schicksal, an dem wir, die Jurymitglieder, als Lesende teilhaben durften. Sie schlagen eine Brücke zwischen Schreibenden und Lesenden, die aus Empathie und Solidarität, aus der Annahme des eigenen Schicksals und aus viel Mut gebaut ist. Der Wettbewerb hat immer wieder gezeigt, wie sehr das Schreiben als solches den AutorInnen Halt zu geben schien. Die Versprachlichung von Gefühlen, deren unbändiges Echo noch aus jedem Wort zu hören ist, in eine Sprache und einen Text, den man vor sich legen, abschicken und anderen zum Lesen geben kann, schien selbst positive Kräfte freizusetzen. Kreativ wurde dabei etwas Bleibendes geschaffen, nämlich ein Text, den andere lesen können und vielleicht dazu anregt, selbst den Stift in die Hand zu nehmen.

Mit Schreiben zu mehr Wissens- und Lebenskraft

Jalid Sehouli

»Schreiben ist Tanzen,
Schreiben ist sich und andere berühren;
Schreiben ist Schweigen und Sprechen zugleich,
Schreiben ist Leben.«

(aus dem Buch: Diehm/Michaud/Sehouli,

»Mit Schreiben zu neuer Lebenskraft«)

Schreiben ist mein Lebenselixier und mein engster Freund. Schreiben schenkt mir meinen intimsten Lebensraum und lässt mich mit mir selbst sprechen. Schreiben ermöglicht mir, mir selbst zuzuhören. Schreiben macht mir meine bekannten und unbekannten Gesichter sichtbar und dies meist erst am Ende eines Absatzes. Ich genieße den Rhythmus der wachsenden Zeilen auf dem Papier. Ich spüre meine Finger wieder, meinen Verstand und mein Herz zugleich. Aber braucht denn Schreiben überhaupt den Verstand oder doch nur das Herz? Es ist sicher kein Zufall, dass die Hand das Herz aus jeder Position berühren kann und selbst den leisesten Herzschlag erfühlen kann. Man muss es nur wollen und zulassen. Erst vor wenigen Wochen fragte mich ein aufgeweckter kleiner Junge in einer Rudower Schule, was ich lieber sei, »Arzt oder Schriftsteller?« »Das kann ich gar nicht richtig sagen«, antwortete ich und fügte hinzu, »dass ich mir ohne die Literatur meinen Arztberuf nicht mehr vorstellen kann«. Schreiben ist meine Kreativwerkstatt, Schreiben ist mein Erholungspark. Schreiben kann Menschen von ihrer Maske befreien, Schreiben kann den hektischen Klinikalltag entschleunigen und dabei helfen, seine Farben und Laute zu reflektieren und den notwendigen Platz für die eigenen Emotionen zu schaffen.

Dieses großartige Buch entstand, weil sich Menschen auf den Weg machten, ihre Gedanken und Gefühle festzuhalten und diese für andere les- und nutzbar zu machen. Dafür möchte ich im Namen der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs, aber auch persönlich den Autorinnen und Autoren danken, dass sie uns an ihren Einsichten und Erfahrungen teilhaben lassen. Auch die Wissenschaft wäre undenkbar, wenn sie nicht auf Erfahrungen anderer bauen könnte. Fortschritt ohne Integration der Erfahrungen anderer ist nicht möglich.

Dieses wunderbare Buch soll Mut machen. Mut, anderen zuzuhören, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen sowie Gedanken und Gefühle zu teilen. Schreiben bietet die Möglichkeit, Angst sichtbar zu machen, sie mit Buchstaben festzuhalten und aus verschiedenen Perspektiven betrachten zu können. Schreiben erlaubt es, die eigene und fremde Angst zu beschreiben ohne sie gleich zu bewerten. Angst ist menschlich. Angst will aber auch lähmen – eine Lähmung, die Schreiben und Lesen aufheben können. Schreiben ist menschlich. Worte brauchen andere Worte, so wie Menschen andere Menschen brauchen. Daher war es die logische Konsequenz, dass die einzelnen Texte aus dem Literaturwettbewerb sich zu dieser Anthologie zusammenfanden. Beim Lesen dieses Buches hatte ich immer wieder das Gefühl, dass die präsentierten Texte auch ohne unsere Auswahl ihren Weg in dieses Werk gefunden hätten.

Dieses Buch macht Menschen Mut – sowohl den Betroffenen und ihren Angehörigen als auch den Behandlern –, Ressourcen und Kräfte auch außerhalb des klassischen medizinischen Felds zu nutzen und sie bei der Krankheitsbewältigung, aber auch für die Gesundheitsstärkung zu nutzen. Diese sind dabei keine Alternative, sondern dienen als Ergänzung und zur Umsetzung eines ganzheitlichen, also holistischen Ansatzes.

Die Deutsche Stiftung Eierstockkrebs dankt den Autorinnen und Autoren für ihre Unterstützung unseres Ziels, die Diagnose Eierstockkrebs zu enttabuisieren. Dieses Buch ist Ausdruck unserer Philosophie, über das Tun, die Aktion, über Mode, Musik,

Malerei und Literatur in einen Dialog einzutreten und damit auch die Grenzen zwischen Betroffenen, Angehörigen, Unterstützern und professionellen Helfern zu verwischen. »Wir sollten stets daran gemessen werden, was wir tun, und was wir gemeinsam tun«, sagte mir einst ein Geistlicher, als er seine Schwester im Krankenhaus besuchte.

Schreiben kann viel bewirken – bei einem selbst und bei anderen. Literatur und Medizin sind sich näher, als es der erste Anschein vermittelt. Die Literatur und auch die anderen Künste waren früher integraler Bestandteil des heilenden und helfenden Wirkens. Schon Lehrer wie Hippokrates (um 460 n. Chr.) und Avicenna (980–1037) betonten die Notwendigkeit eines holistischen bzw. agnostischen Ansatzes für die Heilung des Menschen. Medizin begann mit dem Sprechen – wie auch die Literatur. Medizin und Literatur sind viel älter als jegliche Art des Schreibens und der Schrift und so sollten beide Zünfte sich vielleicht wieder stärker auf ihre Ursprünge besinnen und sich wieder annähern. Diese Annäherung kann sowohl für die Patienten als auch für die Behandler nützlich sein.

Schauen wir auf die vielen Beispiele dieser Annäherung zwischen Medizin und Literatur. So beschrieb es sehr treffend der russische Arzt und Schriftsteller Anton Tschechow (1860–1904): »Die Medizin ist meine gesetzliche Ehefrau, die Literatur meine Geliebte«.

Die verschiedenen Protagonisten der Grenzgänge zwischen Medizin und Literatur befanden sich häufig in einem langjährigen und komplizierten Selbstfindungsprozess, da sie sich nur schwer zwischen beiden Tätigkeitsfeldern entscheiden konnten und versuchten, beides zu (er)leben, meist in zwei von einander (ab)getrennten Welten. So war Friedrich Schiller (1759–1805) Regimentsmedikus, Georg Büchner (1813–1837) ein in Philosophie renommierter, promovierter Anatom. Heinrich Hoffmann (1809–1894), Psychiater, Lyriker und Kinderbuchautor, leitete als Direktor die Nervenheilanstalt in Frankfurt am Main. Es heißt, dass Hoffmann seinen

weltberühmten »Struwwelpeter« primär für seinen ältesten Sohn (1844) schrieb.

Schreiben beginnt meist aus einem Gefühl heraus, eine Botschaft an einen anderen Menschen oder an sich selbst zu verfassen.

Die Liste der literarisch-medizinischen Chamäleons lässt sich noch über viele Zeilen verlängern: um den Schriftsteller und beim französischen Militär tätigen Hilfschirurg Eugène Sue (1804–1857), den britischen Arzt und Schriftsteller Sir Arthur Conan Doyle (1859–1930) oder den amerikanischen Kinderarzt und Autor William Carlos Williams (1883–1963). Auch um Rainald Maria Goetz (geb. 1954), der Geschichte, Theaterwissenschaft und Medizin in München und Paris studierte und zur Zeit in Berlin lebt, um Heinar Kipphardt (1922–1982), um Ernst Augustin (geb. 1927), der aktuell in München lebt, um Melitta Breznik (geb. 1961), österreichische Ärztin und Schriftstellerin, die heute in einer schweizerischen psychosomatischen Klinik arbeitet.

Viele begannen mit der Medizin und wandten sich während ihres Arztseins mehr und mehr ganz der literarischen Welt zu. Andere wechselten noch während des Medizinstudiums in die Welt des Schreibens, so wie Bertolt Brecht (1898–1956), Hermann Löns (1866–1914), der französische Dichter Louis Aragon (1897–1982), Johannes R. Becher (1891–1958), der polnische Autor und Philosoph Stanislaw Lem (1921–2006), Ludwig Börne (1786–1837), der schwedische Schriftsteller und Künstler Johan August Strindberg (1849–1912) oder auch der Schiffsarzt, Weddinger Chirurg, Journalist und Schriftsteller Peter Bamm (1897–1975).

Auch in der nunmehr über 310-jährigen Berliner Charité hatte und hat die Literatur immer wieder feste literarische Ankerplätze: Der bereits erwähnte Ernst Augustin war Neurologe und Psychiater an der Charité und wird als Vertreter der sogenannten fantastischen Literatur in der Nachfolge der Surrealisten angesehen. Das dominierende Thema seiner Romane sind die vielfältigen Erscheinungsformen der Persönlichkeitsspaltung. Der ebenfalls erwähnte Heinar Kipphardt war Psychiater, Schriftstel-

ler und auch Chefdramaturg. Kurz nachdem er seine Tätigkeit als Arzt in der Charité angetreten hatte, entstand sein erster literarischer Text, »Mitten in diesem Jahrhundert«.

Auch heute finden sich renommierte praktizierende Mediziner, die auch in der Literatur einen Namen haben, so Jakob Hein (geb. 1971), Schriftsteller, Drehbuchautor, Dramatiker und Arzt. Seit 2011 arbeitet er in Berlin als niedergelassener Arzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychiatrie und Psychotherapie. Michael Tsokos (geb. 1967) ist ein renommierter Rechtsmediziner und Professor an der Charité. Er leitet neben dem Institut für Rechtsmedizin der Charité auch das Landesinstitut für gerichtliche und soziale Medizin in Berlin-Moabit. Er veröffentlicht Krimis, Thriller und Sachbücher, die von spektakulären Fällen aus der Rechtsmedizin handeln. Michael Tsokos war auch Jurymitglied des Literaturwettbewerbs der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs. Andreas Michalsen, Rheumatologe und Arzt für Naturheilkunde, schrieb erst kürzlich ein sehr erfolgreiches Buch über den Einfluss der Ernährung auf Krankheit und Gesundheit. Der Psychiater und Stressforscher Mazdi Adli erklärte in seinem vielbeachteten Buch »Stress and the City«, wie auch der Untertitel erklärt, »[w]arum Städte uns krank machen«.

Auch das gehört meiner Meinung nach zur hohen Wissenschaft: eben nicht nur in renommierten Fachzeitschriften in englischer Sprache zu publizieren, sondern auch in allgemeinverständlichen Formulierungen wissenschaftliche Zusammenhänge zu erklären. Auch Adlis Buch steht also für die Verbindung zwischen Literatur und Medizin.

Der wohl bekannteste deutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki sagte einst: Literaten und Mediziner sind »Fachleute für menschliche Leiden.« Ärzte und Schriftsteller lieben die Beobachtung und suchen den Dialog. Seit einigen Jahren kehrt die Literatur wieder in die wissenschaftsbasierte und technisierte Medizin zurück. Die Rede ist von »Narrativer Medizin«, die die verschiedenen Facetten der Literatur sowohl für die Patienten

als auch für das Lehren und Verstehen nutzt. Gemeint ist damit die Verwendung von Literatur und des Erzählens in der Medizin, um dadurch neue Perspektiven im Umgang mit Gesundheit und Krankheit für die Patienten, aber auch für die Ärzte und Studierenden zu ermöglichen.

Deshalb bin ich auch stolz darauf, dass es mir 2017 gelang, mit Unterstützung der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs das Kreative Schreiben für Patientinnen in der Charité zu etablieren und sogar ein Buch für Patientinnen und Angehörige mit den Schreibtherapeutinnen Susanne Diehm und Jutta Michaud sowie der Ärztin, Malerin und Illustratorin Adak Pirmorady zu veröffentlichen (Kösel-Verlag, 2019).

Literatur und Schreiben können sowohl die Sprachlosigkeit der Behandler als auch die der Patienten und ihrer Angehörigen beleuchten und vielleicht durchbrechen.

Literatur kann die Patientenperspektive sichtbar machen. Dieser kommt heute bei der Bewertung des Nutzens medizinischer Maßnahmen (*patient-reported outcomes*) eine bedeutsame Rolle zu. Ein wunderbares Beispiel hierfür ist der berührende und motivierende Comic der Berliner Filmemacherin und Zeichnerin Anna Faroghi, die darin von ihren Erfahrungen als Patientin mit Eierstockkrebs erzählt. »Krebs Kung Fu« ist im be.bra verlag erschienen und nutzt die Schrift und die Zeichnung zur Artikulation von Emotionen und Gedanken.

Wie sagte es mein Freund und Mentor Wolfgang Kohlhaase: »Schreiben heißt jemandem schreiben. Man teilt, was man mitteilt, und vermehrt dabei seinen Besitz.«

Es ist wahre Literatur, wenn ein Buch Menschen zum Sprechen bewegt, mit sich selbst und mit anderen. In diesem Sinne hoffe ich sehr, dass diese großartigen Geschichten und Gedichte uns dabei unterstützen, aufeinander zuzugehen und nach verbindenden Wörtern zu suchen.

Vor kurzem kam eine Patientin in meine Sprechstunde. Sie hatte die Operation und Chemotherapie gut überstanden, war aber voller Sorge, dass der Eierstockkrebs bereits wiedergekom-

men ist oder morgen oder übermorgen wiederkommt. Ich untersuchte sie und übermittelte ihr die guten Befunde. Ihre Angst schien etwas kleiner zu werden. Ich fragte sie, ob sie professionelle psychologische Begleitung in Anspruch nimmt, woraufhin sie antwortete: »Ja, und das schon lange«. »Und wer ist ihre engste Vertrauensperson, ist es Ihr Partner, Ihre Geschwister oder Ihre Kinder?«, fragte ich weiter. Sie schwieg vorerst. Dann erzählte sie mir, dass sie als 15-Jährige eine sehr enge Bindung zu ihrer Nachbarin hatte. Als ihre Nachbarin an Krebs erkrankte, flüsterte sie sich damals ein, dass sie wohl auch mit Fünfzig an einer Krebserkrankung sterben würde. Vor wenigen Wochen ist sie 50 Jahre alt geworden. Und sie wisse, dass Ihre Nachbarin sagen würde, dass sie kämpfen müsse. »Sprechen sie doch mit ihr«, sagte ich. »Sie ist doch tot«, erwiderte sie. »Sprechen können Sie doch trotzdem mit ihr«, sagte ich, »ich spreche auch mit meiner geliebten, vor Jahren verstorbenen Mutter. Sie antwortet zwar nicht, aber sie hört mir zu und gibt irgendwie meiner inneren Stimme eine echte Stimme«. Sie lächelte und sagte: »Ich habe ihr Foto in meiner Küche hängen, die Küche ist der zentrale Platz meiner Wohnung, jeden Morgen und jeden Abend spreche ich mit ihr, sie ist meine engste Vertrautin, sie ist meine beste und einzige Freundin. Und halten Sie mich nicht für verrückt?« Ich antwortete mit einem lauten Nein. »Haben Sie dies auch Ihrem Therapeuten erzählt?« Sie verneinte, und ich bat sie, dies zu tun. »Was halten Sie davon, wenn Sie Ihrer Nachbarin einen Brief schreiben und dann selbst entscheiden, wem Sie diesen Brief zeigen und ob und wie Sie diesen Brief losschicken, zum Beispiel in Form einer Flaschenpost oder auf einem anderen Weg? Sie allein entscheiden!« Wieder lächelte Sie und wir verabredeten uns in einigen Wochen zur nächsten Nachuntersuchung. Schreiben heißt ins Gespräch kommen – dafür wurden Worte gemacht.

Dieses Buch erzählt die Geschichten außergewöhnlicher Menschen und stellt eine wahre Schatzkammer dar. Schöpfen Sie aus diesem kostbaren Fundus. Sie werden reich belohnt.

La Vie

Elke Leonhard

Kein Zweifel: Die Diagnose Krebs ist für jeden, den sie trifft, niederschmetternd, sie lässt den Atem stocken und ist im wahrsten Sinn des Wortes un-fassbar. Es spielt keine Rolle, ob die Worte des Überbringers einführend oder unbefangen sind, mit Empathie oder Routine gesprochen werden. Diese Diagnose wird als Todesurteil empfunden! Plötzlich steht der Tod »ante portas«. Das meist verdrängte Wissen um die Endlichkeit jedes Lebens, der schrecklichste Albtraum, die Todesangst, die schlimmste aller Ängste, sind nun ins Bewusstsein eines Menschen eingedrungen. Die Diagnose beherrscht sein Denken und blockiert seinen Körper.

Und wie soll es danach weitergehen?

Die Geschichten der vorliegenden Anthologie nähern sich dieser Unfassbarkeit und machen sie greifbar.

Nur Du allein kannst Dich zwischen einer im Opferstatus verharrenden Schicksalsergebenheit oder einer der Welt und Deinem Körper zugewandten Einstellung entscheiden. Lass Dir diese Entscheidung von niemandem abnehmen!

Weder vom Arzt, noch von Deinem Partner oder anderen Ratgebern.

Triff alle Entscheidungen im Einklang mit Dir selbst, Deiner Seele, Deinem Kopf und Deinem Körper.

Der in diesem Jahr verstorbene französische Zeichner und Schriftsteller Tomi Ungerer sagte in einem seiner letzten Interviews: »Je schlimmer eine Situation ist, desto lehrreicher kann sie werden. Das zeigt schon die Geschichte vom Paradies. Wäre die Schlange nicht gekommen, wären Adam und Eva wahrscheinlich an Langeweile gestorben.«

Das vorliegende Buch beschreibt in ganz unterschiedlichen Texten haargenau die Sekunden, in denen die Worte der Diagnose zum Urknall vieler Todesängste wurden.

Wie aber kann man diese Herausforderung annehmen und das eigene Leben wieder vom Kopf auf die Füße stellen? *LA VIE* lehrt Dich das Credo, jeden Tag als ersten Tag Deines kommenden Lebens zu leben. Etwas, das übrigens für alle Menschen gilt.

Lebe jeden Tag bewusst, begreife jeden Tag als Geschenk, bekämpfe die Schlange »Krebs« wie der Heilige Georg den Drachen mit dem Schwert bekämpfte. Vor allem: Werde Du selbst!

Diese Anthologie ist, im Sinne der griechischen Herkunft des Wortes, ein Blumenstrauß ganz unterschiedlicher Reaktionen Betroffener, die sich individuell für *LA VIE* entschlossen haben. Mutig – und zum Teil auch wortgewaltig – führen Sie Ihren Kampf mit der Schreibfeder.

Zur Veranschaulichung wenige Zeilen aus den wunderbaren Geschichten: »Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!« enthält Züge einer Tragikomödie, ist gut formuliert, schöpft aus einem elaborierten Wortschatz und ist spannend geschrieben. »Lauras Segeltörn« erzählt von der Renaissance einer Liebe, in der Urvertrauen peu à peu wieder aufersteht. »Kein Fest ohne Eingemachtes« kombiniert eine fast naturalistische Sezierung mit einer teils skurrilen Wortwahl. »Lauf« ist dramaturgisch hervorragend aufgebaut, aus knappen, absolut reduzierten und ausdrucksstarken Sätzen, die streckenweise wie im Stakkato aufeinanderfolgen. »Olivias Botschaft« ist die Geschichte aus der Perspektive des Vaters einer Patientin, deren Thema die interessante Parallelität eines generationsspezifischen Emanzipationsprozesses berührt. »Ohne sie« ist das literarische Protokoll der nachträglichen Reflexion einer intensiven symbiotischen Beziehung. »Die Andere« beschreibt den Kampf zwischen lebensbejahenden und todessehnsüchtigen Schichten der Persönlichkeit und ist eine lebendige, psychologisch ausgereifte Erzählung.

»Schreiben gegen den Krebs« ist eine der zahlreichen Therapieformen, die Jalid Sehoul, Ordinarius der Medizin, genauer der Frauenheilkunde, seinen Patientinnen neben Radiologie, Pharmazie, Chemie und anderen Heilverfahren verordnet. Mit großem Erfolg! Auch diese Anthologie entsprang der Idee und

Kreativität von Jalid Sehouli, eines Experten in der Behandlung von Eierstock-Krebsgeschwüren. Als Onkologe und Chirurg ist er ebenso erfolgreich wie als Schriftsteller, der bereits vier Bücher veröffentlichte. Jalid Sehouli ist gelungen, was nur wenigen Medizinern gelingt. Er vereint in seiner Therapie Körper und Geist. Für ihn ist die mentale Einstellung und Haltung des Patienten, das *LA VIE* entscheidend im Kampf gegen Krebs. Bei Sehouli müssen medizinische, mentale, gestaltende Therapieformen synchron laufen, der anachronistische Gegensatz von Körper und Intellekt soll aufgehoben werden.

C. G. Jung fasste diese Haltung im letzten Jahrhundert in treffende Worte: »Ist man noch gefangen von der alten Idee des Gegensatzes von Geist und Materie, so bedeutet dieser Zustand eine Zerspaltung, ja einen unerträglichen Widerspruch. Kann man sich dagegen mit dem Mysterium aussöhnen, dass die Seele das innerlich angeschaute Leben des Körpers und der Körper das äußerlich geoffenbarte Leben der Seele ist, dass die beiden nicht zwei, sondern eins sind, so versteht man auch, wie das Streben nach Überwindung der heutigen Bewusstseinsstufe durch das Unbewusste zum Körper führt und umgekehrt, wie der Glaube an den Körper nur eine Philosophie zulässt, die den Körper nicht zugunsten eines reinen Geistes negiert.«

Jalid Sehouli wird in diesem Jahr mit dem Europäischen Kulturpreis der Cité für Friedenskulturen ausgezeichnet. Und das zu Recht.

Bauchgefühle

»Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!«

Ovarialkarzinom, Peritonealkarzinose,
Adenokarzinom, Zervixkarzinom –
Weniger hätte auch gereicht!

Birgit Gruber

»Bei der Untersuchung des entnommenen Gewebes wurden Krebszellen festgestellt.« Rummms!!!

Moment mal, ich bin hier wegen der Nachbesprechung meiner Bauchoperation. Drei Wochen sind seitdem vergangen und bis gerade eben war diese Besprechung nur eine Formsache für mich. »Alles gut!« – *das* will ich hören.

Bauchweh hat jeder mal. Essen nicht vertragen, zu viel Stress, Gründe gibt es viele. Der Termin beim Herrn Doktor stand schon fest, den warte ich nicht mehr ab. Ich mache einen Zwischenstopp in der Notaufnahme. Sofort werde ich auf eine Liege befördert, mit der ausdrücklichen Anweisung, mich ruhig zu verhalten, liegen zu bleiben und auf das Erscheinen des Herrn Doktor zu warten. Er erscheint und schreitet zur Tat: Bauch abtasten, Venenzugang legen, Infusion anhängen. Der Herr Doktor wird nervös. Ich merke das! Sehr vorsichtig behandelt er meinen Bauch. Sofort Blutentnahme: »Bringen sie das ins Labor, und sagen sie, es eilt!«. Die Bereitschaft der Röntgenabteilung wird sofort aktiviert: »Wir brauchen ein CT, je schneller desto besser!« Keine Ahnung, was in so einem Infusionsbeutel drin ist, aber die Schmerzen lassen nach, ich fühl mich sofort besser, da kann ich ja vielleicht gleich wieder nach Hause. Ich denke noch: »Was hast du dir denn dabei gedacht?«

Notaufnahme, und dann ist da: nichts. Lag es vielleicht doch am Essen? Als ob die hier nichts Wichtigeres zu tun haben, als

deinen Bauch zu bestaunen. »Bäuche sehen die hier genügend, da nehme ich meinen einfach gleich wieder mit.« Gedacht, gesagt und aufgesetzt. Herr Doktor ist angespannt und findet das kein bisschen witzig. Diese Standpauke werde ich so schnell nicht vergessen. Brav leg ich mich hin und harre der Dinge, die da kommen. Mein Mann muss her. Er weiß noch nichts von Notaufnahme und Doktor, ich komme direkt von der Arbeit. Macht man nicht alle Tage, ich noch nie. Ich kenne die Notaufnahme nur von Zwischenfällen mit meinem Nachwuchs. Der Mann kommt in Begleitung von Tochter Nr. 2, die Röntgenärztin trifft zeitgleich ein. Der Herr Doktor will ein CT, die Röntgenfachfrau besteht darauf, die Laborergebnisse abzuwarten. Sie diskutieren um ein Kontrastmittel. Es wird hin und her und her und hin argumentiert. Die Röntgenfachfrau gewinnt. Die Laborwerte sind da, und los geht's. Kontrastmittel in mich rein und dann ab in den Computertomographen. Ich denke schon wieder: »So ein Aufstand wegen Bauchweh, ich war nie krank, so ein Zirkus.« Ich melde mich zu Wort: »Passen sie bloß auf, dass mir nichts passiert!«

»Akutes Abdomen, große Raumforderung im Unterbauch und viel freie Flüssigkeit. Der Krankenwagen ist schon bestellt, er wird sie in die gynäkologische Klinik bringen, dort erwartet man sie schon. Heute Nacht werden sie operiert. Ich wünsche ihnen alles Gute«, spricht die Ärztin und weg ist sie. Mein Kopf denkt: »So schnell kriegen die mich nicht. Von wegen, Bauch aufschneiden und andere unangenehme Sachen mit mir machen.« Ich verhandle mit dem Krankenpfleger an meiner Seite. Für ihn war ich die Freude des Abends: »Endlich mal eine richtige Kranke, nicht nur Arm oder Fuß verbinden.« Auch ein Argument. Auf die Hauptrolle in diesem Drama hätte ich aber gerne verzichtet. »Ist schon viel besser, und mitten in der Nacht muss doch der Herr Doktor ins Bett. So ein Aufstand wegen Bauchweh. Sie lassen mich nach Hause, ich habe echt keine Zeit. Sicher findet sich eine andere Lösung. Eventuell hilft ja ein bisschen Medizin, von mir aus auch ein bisschen mehr davon. Da wäre ich flexibel: Ta-

bletten, Tropfen, Zäpfchen oder Saft? Die Apotheken sind doch voll davon. Aber aufschneiden? Nicht meinen Bauch. Ich mache einen Termin, kann besser planen und nächste Woche komme ich wieder.« Er ist entspannt, grinst, denkt, ich mache Witze, nestelt an der Infusion herum (er erhöht die Dosis der Gaga-Medis) und erklärt mir ganz gelassen, dass da in meinem Bauch was Großes gewachsen ist und ganz sicher nicht mit Tabletten oder Tröpfchen wieder wegschrumpft. Die Frau Doktor hat mir das auch schon erklärt. Aber ob das wirklich nötig ist? »Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.«

Diese Zaubermittel in den Infusionen nehmen nicht nur die Schmerzen, die schalten auch das Hirn aus. Die Rettungssanitäter sind sehr nett, wir machen Witze, sie haben viel zu erzählen, und in kürzester Zeit sind wir im Krankenhaus angekommen. Mein Bauch ist überzeugt, dass ich im Gullideckel-Zielfahrzeug sitze. Stimmt aber nicht, der Fahrer passt gut auf und fährt drum herum. Der Bauch ist sehr schmerzempfindlich, der Kopf denkt: »Die Frau Doktor hatte Recht, es ist schon in Ordnung, dass da nochmal ein Fachmann guckt.« Die Ärzte wetzen schon die Messer. Mann und Tochter Nr. 2 fahren nach Hause. Unterwegs telefoniere ich mit Tochter Nr. 1 und bester Freundin, reiße beide aus dem Schlaf, um ihnen mitzuteilen, dass man mir heute Nacht noch den Bauch aufschneiden wird. »Ihr müsst euch keine Sorgen machen, schlaft gut und träumt was Schönes.« Sowas von gaga aber auch.

Man liefert mich in der Gynäkologie ab. Die Mail mit dem Bericht ist längst da. Eine Ärztin erscheint und gibt der Krankenschwester Anweisungen: »Nochmal Blutabnahme, ich will alle relevanten Tumormarker und ein großes Blutbild. Alles!« Mein Kopf hört zu und denkt: »Tumormarker? So ein Unsinn. Das können die sich sparen, was soll das denn bringen? Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.« Derart ausgeliefert verhält man sich besser ruhig, die Fachleute werden schon wissen, was sie tun. Ich sitze im Wartebereich der onkologischen Station und wundere mich. Schönreden ist angesagt oder besser Schönden-

ken: »Dies ist sicher die Nachtaufnahme-Station. Morgen werde ich verlegt ...« Der Kopf verdrängt und die Medikamente helfen ihm dabei. Das Ding, welches die Ärztin als »eine große Raumforderung im Unterbauch« bezeichnet hat, ist ein Tumor. Irgendwann später werde ich mich über meine Dummheit wundern.

Rauf auf die Liege, Papierkram erledigen. Ich unterschreibe viele Formulare, dann geht es in den Operationssaal. »Passt bloß auf, dass mir nichts passiert!«

Fünf Stunden später ist der Herr Doktor fertig. Bauch aufgeschnitten, Unerwünschtes entfernt und ordentlich zugenäht. Ich verbringe einige Tage auf der Wachstation. Ach, wie schön ist es im Medikamentenland! Die Wachstation hat ihren Namen nicht, weil man dort wach ist, sondern werden soll. Werde ich aber nicht. Was auch immer an Medikamenten in mich hineinläuft, ich verschlafe ganze Tage. Hilflos wie ein Baby. Aber wenn ich dann mal wach bin, bin ich fröhlich. Haare, Zähne, Knochen-teile, einen Borderline-Tumor, ein paar Zysten und viel braune Suppe hat der Herr Operateur in meinem Bauch gefunden. Das wird dann im OP-Bericht zu lesen sein. An seine Erklärungen und regelmäßigen Besuche erinnere ich mich nicht, davon wird mir meine Familie später erzählen.

Der Pflegeschüler macht mich unsicher. Derart stillgelegt ist man brav, aber noch peinlicher geht es gerade nicht. Er ist für meine Körperpflege zuständig. Erstmal obenrum freimachen, und schon geht es los. Zuerst das Gesicht. Wozu die Brust zuerst ins Freie muss, habe ich nicht verstanden, er wird wohl wissen, was er tut. Mein Kopf denkt: »Hoffentlich sitzt das Gesicht nach dieser Prozedur noch an der richtigen Stelle.« Puh, wie der schrubbt und bürstet. Natürlich kann es auch daran liegen, dass er dauernd auf meine Brust starrt. Hat der vielleicht Angst um meine Brust? Weiß der nicht, dass Brüste dranbleiben, auch wenn sie im Freien sind?

Oder denkt er sich: »Hier sollte was sein!« – »Hallo, das Gesicht ist da oben, und ich brauch es noch!« Er reißt sich zusammen; Gesicht, Oberkörper, dann betreibt er intensiv die Intim-

pfllege. Ich denk mich weg. Die Füße vergisst er. Egal, das kann mein Mann später erledigen, Hauptsache, er geht. Jetzt! Tut er. Ich habe Ruhe, schlafe und erhole mich. Durst quält mich, ich freue mich über das Glas Wasser auf dem Nachttisch und trinke es in einem Zug leer. Die Zahnbürste direkt daneben war doch gerade noch nicht da? Zu spät, die Mundspülung ist schon in mir drin. Der Kopf wird klarer, ich erforsche meine Umgebung. Spannendes gibt es hier nicht viel. Auf dem Nachttisch liegt ein Ding, weiß, handtellergroß, es hängt ein Plastikbeutel dran. Ich überlege längere Zeit wozu das gut sein soll, finde jedoch keine Lösung. Die Putzfrau erscheint, ich frage: »Was ist das?« Sie guckt, grinst und antwortet in gebrochenem Deutsch: »Du brauchen dann, is fier kotzen.« Sie war mir eine große Hilfe.

»Die Untersuchung in der Pathologie wird zirka zwei Wochen dauern. Den Termin für die Nachbesprechung vereinbaren wir gleich noch. Machen sie sich keine Sorgen, sieht alles gut aus.« Ich bin glücklich. Es geht nach Hause, um in Ruhe zu genesen. Ich werde mir genau erklären lassen, was da passiert ist in meinem Bauch, und dann einen Haken setzen. Gesundwerden, das Leben wartet. Das war der Plan.

Den Plan habe ich allein gemacht und Herrn Krebs nicht nach seiner Meinung gefragt. Herr Krebs hat einen anderen Plan. Meiner wäre definitiv die bessere Variante. Herr Krebs verhandelt nicht, hinterhältig schleicht er sich an und beißt sich fest. Böserartige Zellen im entfernten Eierstock! »Warum bin ich nur alleine zu dieser verdammten Nachbesprechung? Blöde Kuh, immer denkst du, alles alleine schaffen zu müssen.« Ich sitze da und glaube es nicht. »Sind sie sich sicher? Sie verwechseln da was! Das kann nicht sein.« Ich diskutiere mit dem Herrn Oberarzt. Ganz langsam dringt es durch, kommt es an in meinem Kopf. Krebs. In nur einer Minute verändert ein einziges Wort meine Welt, bringt mein Leben durcheinander, und ich sitze hilflos da und fühle nichts, einfach nichts. Ich höre Worte wie Chemotherapie, Port setzen, Untersuchungen der Leber, Niere, Lunge, Herz und Brust. Am Montag geht es los!

Und dann noch eine Operation. Bauchfell, Eileiter, Gebärmutter und eventuell betroffene Stellen am Darm müssen raus. »Herr Doktor, Sie haben die falschen Unterlagen! Das kann nicht sein.« Weit gefehlt, aus der Nummer komme ich nicht raus, ich versuche zu verhandeln: »Alle Untersuchungen, Chemotherapie und was der Herr Doktor sich wünscht, das mach' ich. Dafür verzichten wir auf erneutes Bauchaufschneiden. Einmal reicht!«

Geduld hat der Herr Doktor, Respekt! Hartnäckig ist er, er zeigt keinerlei Kompromissbereitschaft. Ich verliere auf ganzer Ebene. Natürlich wird noch einmal aufgeschnitten. Kleinlaut stimme ich zu. Was er alles zu erzählen und argumentieren hat. Sehr sprachgewandt ist er. Ich nicht. »Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!« Ich bekomme ein Rezept für eine Perücke und Rezepte für die Medikamente vor, während und nach der Chemo. Eine Liste mit den Untersuchungsterminen kriege ich auch gleich mit. Und nach langer und tränenreicher Suche finde ich mein Auto wieder. Das kennt den Heimweg. Welch ein Glück. Verkehrstauglich ist anders. Leichtsinn und Dummheit nennt man das.

Sacken lassen, durchhängen, ausweinen, Luft holen, Kopf hoch, Schultern straffen, Augen zu und durch. »Ich will, ich kann, ich muss!« ist mein Mantra. Ich mache einen Ausflug in die Apotheke, um die Rezepte einzulösen. Das ist ein Paket. Ich dachte immer, in Apotheken gibt es nur diese kleinen Tütchen, welche sonst für nichts zu gebrauchen sind. Ich trage an einem einzigen Tag mehr Tabletten nach Hause, als in den gesamten 45 Jahren meines bisherigen Lebens. »Das wäre aber nicht nötig gewesen, ich will nicht alles Versäumte nachholen.« Ich hole nach ...

Mein Schamgefühl gebe ich gleich beim Pförtner ab. Ich gewöhne mich schnell an dieses Gestocher im Untergestell, da bleibt keine Körperöffnung verschont. Röntgen, Ultraschall und EKG. Lunge, Leber, Niere, Blase und was sonst noch alles in mir drin ist, wird auf seine Tauglichkeit geprüft. Brav lasse ich alle Untersuchungen über mich ergehen. Bis auf den Krebs bin ich kerngesund. Nur das mit der Mammographie klappt

nicht. Auch gut, ich hole das nach. Jetzt muss die Chemo rein. Die onkologische Tagesklinik wartet auf mich. So viele Glatzen, eine ganze Station voller Chemopatienten, und ich mittendrin. Das kann nicht sein. Ich glaub das immer noch nicht. »Sind sie ganz sicher, dass ich hierhergehöre?« Auf zum ersten Giftcocktail.

»Passen sie bloß auf, dass mir nichts passiert!« Ich fühle mich schrecklich. Ich will hier raus. Eine zweite Meinung einholen ist theoretisch möglich, praktisch habe ich keine Chance. Donnerstag Diagnose, Freitag total neben der Spur, mein Verstand funktioniert nicht. Das Hirn macht einen Ausflug ins Albtraumland. Am Wochenende machen auch Doktoren Pause. Montag antreten zu den Untersuchungen, Dienstag auch, Mittwoch Port legen, Freitag erste Chemo-Infusion. Chemo drin, heim, ausweinen. Dann kommt langsam der Verstand wieder, und der Kampfgeist. Diese Klinik ist nicht für mich gemacht. Ein Termin beim Gynäkologen muss her. Hier fühle ich mich wohl. Ein Lichtblick im dunklen Tal. Mit viel Verständnis und Geduld beantwortet er meine Fragen und hat sofort eine Idee: Vorstellung in einer anderen Klinik. Der Operateur seines Vertrauens hat einen Termin für mich. Das ist mein Krankenhaus, das ist mein Herr Doktor, hier bin ich richtig. Klinikwechsel und Papierkram sind schnell erledigt. Die Wunde lassen wir heilen, erst dann werden die Messer neu gewetzt. Noch einmal Chemotherapie, erholen, Weihnachten feiern und im neuen Jahr die große Operation. Ich bin wieder in der Spur und gehe zur Arbeit.

Bin ja nicht bettlägerig. Das Kopfkarussell überschlägt sich manchmal, Ablenkung tut gut. Die Chemo-Infusion hole ich mir zwischendurch in der Praxis des Gynäkologen. Der darf das. Mir gefällt das. Dr. Google befrage ich immer wieder. Er weiß nichts Neues, aber ich kann mich dann besser hineinsteigern. Ich befrage ihn natürlich auch nach Überlebensraten und Heilungschancen. Wie blöd bin ich eigentlich?

Die Komplettierungsoperation ist nur vorsorglich, ich brauch mir keine Sorgen zu machen. Der Tumor ist raus, die Chemo-

therapie mache ich auch. Hin zu den Aufklärungsgesprächen, unterschreiben, abheften. Ich höre nicht zu.

Rein in die Klinik, und schon geht es los. Raus aus den Kleidern, rein ins praktische Hemdchen und ab ins Bett. Die Stoma-Schwester schwingt schon den Filzstift, Stoma anzeichnen: »Nein, das machen wir nicht, das brauche ich nicht!« Sie besteht darauf, Diskutieren zwecklos. Ich lasse sie malen. Meiner Ansicht nach völlig verschwendete Zeit, aber bitte. »Stoma! Ich? Niemals!!!« Bauchlotto nennt man das wohl. Ganz schön dumm. Sie gibt sich so viel Mühe. »Wie tragen sie ihre Hosen? Wo sitzt der Gürtel?« Ich bin stur wie ein Esel. Ich werde noch oft an sie denken.

Meine bessere Hälfte ist viel aufgeregter als ich. Ich kriege sofort diese »Du mich auch und die Welt ist schön«-Tablette. Ich bin gut drauf, vielleicht hätte ich mit meiner besseren Hälfte teilen sollen. Meine Witze findet er nicht lustig, und einseitig ist blöd. Die Schwester hat Mitleid und schickt ihn nach Hause. Ich fahre in den Operationssaal. »Passt bloß auf, dass mir nichts passiert!« Schon wieder schneidet ein Herr Doktor an meinem Bauch herum, das hatten wir doch schon. Ich krieg ein Upgrade, von Figo 1 bin ich im Nullkommanix bei Figo 4b. Mein Bauchfell voller Metastasen, Dünndarm betroffen, doch ein Stoma, die Gebärmutter ein einziger Krebsklumpen, ich glaub das nicht: »Das war bestimmt ein anderer Bauch.« Das Stoma schau ich nicht an, Verdrängen ist angesagt. Ich deck mich zu, dann sehe ich es nicht. Was ich nicht sehen kann, glaube ich nicht. Diese Strategie funktioniert nicht. Ich bin traurig und frage mich, wo all die Tränen herkommen. Zustand verschlechtert, Bluttransfusionen müssen her. Dann geht es aufwärts. Ich schöpfe neuen Mut.

Tumorfrei operiert, der Tumormarker ist bei vier. Vor der OP war der im mittleren dreistelligen Bereich. Der Herr Doktor ist guter Dinge. Ich bin bestens betreut. Es geht voran: Magensonde raus, Schmerzpumpe weg, zentraler Venenkatheder entfernt, Blasentraining geschafft, Blasenkatheeder gezogen, nur noch eine Wunddrainage drin. Nun ist da aber noch die Sache

mit dem Stoma: keine Entlassung aus dem Krankenhaus ohne funktionierende Stomaversorgung. »Ich will das nicht, ich mach das nicht.« »Wenn Sie es nicht machen wollen, dann warten wir, bis ihr Mann kommt, dann werden wir ihm das zeigen«, spricht die Stomaschwester. Eins zu Null für sie. Ich kapituliere. »Das kommt nicht in Frage! Um meine Verdauungsapparatur kümmere ich mich selbst.« Wieder einmal mache ich die Augen zu und kämpfe mich durch.

Wider Erwarten ist es gar nicht so schwer, ich hatte es mir viel schlimmer vorgestellt. Die Wickeltasche wird mein treuer Begleiter.

Tag 11, mein Zuhause wartet. »Sind die Treppen schon immer so viele und schon immer so hoch?« Oben angekommen bin ich fix und fertig, ab ins Bett. Da bleib ich auch, oder auf der Couch. Rundlauf nennt man das wohl: Bett, Badezimmer, Couch und zurück. Zwischendurch zum Esstisch. Ich faule so vor mich hin und genesen. Langsam, aber beständig. Wenn die Sonne scheint, gehe ich raus. Natürlich ganz lange, so drei Minuten oder vier.

Zwei Beutel am Bauch – Drainage und Stoma – verlangen ganz schön viel Aufmerksamkeit. Jeder hat ein anderes Hobby. Ich mach jetzt mal auf Känguru.

Chemotherapie, Darmverschluss, zurück ins Krankenhaus. Ich erbreche in Dauerschleife, die Putzfrau hat ihre Freude an mir, schließlich sorge ich gerade für den Erhalt ihres Arbeitsplatzes. Ich will sterben, der Herr Doktor will das nicht. Er passt auf, dass mir nichts passiert und zieht alle Register. Sein Kollege aus der Darmabteilung bearbeitet meinen Bauch und löst das Problem. Sauerei veranstaltet. Ein Stomabeutel ist nur begrenzt aufnahmefähig, und wenn sich so ein Darmverschluss löst ... Die Putzfrau muss her, jetzt wird's langsam peinlich. Neues Bett, neues Glück. Das kommt dann über Nacht: Die Chemotherapie zeigt, was sie kann. Ich greife mir an den Kopf und kann mein Kopfhaut einfach abnehmen. Ein Anruf und meine Freundin rückt an, bewaffnet mit Schere und Rasierer. Die Schere braucht sie nicht. Der Rasierapparat darf zeigen, was er kann und die

Restbestände entfernen. Die Putzfrau kennt jetzt meinen Namen.

Psychoonkologische Begleitung. Ich weine zu viel, die Traurigkeit hat mich voll im Griff. Da muss Hilfe her, diese kommt in Form einer Freundin, das ist ihr Fachgebiet. Der Kopf wird sortiert, Altlasten werden aufgearbeitet, Essen und seine Wirkung besprochen, außerdem Glaubenssatzarbeit, Selbstliebe lernen und noch viel mehr. Viele Faktoren spielen bei der Entstehung von Krebs eine Rolle, das ist unbestritten. Die Naturheilkunde spricht bei Eierstockkrebs von einem nicht verarbeiteten Verlustkonflikt. Wenn die Mama eines kleinen Mädchens plötzlich stirbt, dann krankt die Seele. Kopf- und Trauerarbeit ist sehr anstrengend. Schuldgefühle quälen mich. Vorsorgetermine habe ich nicht wahrgenommen: »Mir passiert schon nichts.«

Das Perückenrezept werde ich nie einlösen. Hübsche Tücher und eine offen getragene Glatze waren meine Wahl. »Ein schönes Gesicht braucht Platz.« Welch ein Unsinn. So viel Gesicht habe ich nicht. »Glatze haben ist schlimmer als Glatze anschauen.« Mein Trostsatz. Interessierte Blicke, manchmal auch aufdringlich, damit lernt man zu leben. Das war ich, das bin ich. Punkt. Um vom Kopf abzulenken, sollte man auffälligen Lippenstift verwenden und das Dekolleté betonen. So steht es in Zeitschriften und Krebsmagazinen. Das mit dem Lippenstift kriege ich hin, aber welches Dekolleté bitte? Wo nicht viel ist, gibt's doch nichts zu betonen. Keine Wimpern, keine Augenbrauen, ich fühle mich schutzlos und nackt. Ich gönne mir einen Schminkkurs. Tarnen und Täuschen lernen von einer einfühlsamen Kosmetikerin, das tut gut. Zehn Perücken auf einem Fensterbrett, mittendrin mein Kopftuch. Das kann ziemlich viel Spaß bereiten. Kann jede mal die Haare der anderen aufsetzen. Sonst geht das nicht. Gelber und lila Lidschatten können auch Spaß machen, vor allem in Kombination mit pinkfarbenem Lippenstift. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Und dann noch die Werbeaktion vom Friseur gegenüber: Endlich fangen meine Haare wieder an zu wachsen, ich bin sehr stolz auf meine Haarpracht (zirka drei Millime-

ter). Dann kommt dieser Werbefuzzi daher und will mir einen Friseurutschein schenken. »Ihre Haare sind aber sehr kurz.« Ich antworte ganz cool: »Ich brauche keinen Friseur, ich gehe zum Onkologen. Wenn Ihnen meine Frisur gefällt, dann suche ich die Nummer für sie raus. Der kriegt das hin.« Dann ist die Coolness vorbei, ich gehe ein bisschen Weinen.

Leben mit Vorurteilen, Hilflosigkeit im Umgang mit den Erkrankten und selbsternannten Fachleuten lernt man in dieser Zeit. Ganz schnell. Da wundern sich Menschen über meine Teilhabe am Leben: »Ist das nicht ansteckend?« Nein, ist es nicht. »Ich habe dir etwas mitgebracht.« Ist ja nett gemeint, aber was soll ich denn mit Wein, Schnaps oder Likör. Gesundsaufen geht nicht. Und ob sich das Zeug mit der Chemotherapie und den anderen Medikamenten verträgt? Ich hatte meine Zweifel und habe es für eine Vereinsfeier gespendet. Kopftücher, Bücher, Postkarten und liebe Grüße haben mich erfreut. Gedankenlose Sprüche haben mich verwirrt: »Ich kenne mich aus mit deiner Krankheit, ich hatte das Gleiche.« – »Eierstockkrebs???«

»Nein, Prostatakrebs.« – »Mit meiner Prostata ist alles in besser Ordnung. Keine vorhanden, wird auch nie eine da sein, und das ist gut so.«

Unpassend fand ich auch: »Wie hast du das denn gemacht? Krebs, für mich wäre das nichts.« – »Für mich auch nicht, ich habe gerade nichts anderes zu tun. Ich krebse jetzt mal rum.« Am schlimmsten: »Ich kannte eine Frau, die hatte das Gleiche wie du, aber die ist schon gestorben.« Da bin selbst ich sprachlos.

Nachuntersuchungen sind sehr aufregend. Tage vorher zwickt es an Stellen, an denen gar nichts sein kann. Für meine Umwelt bin ich keine Freude. Nervös, ängstlich, unkonzentriert und aufgedreht teste ich die Leidensfähigkeit und Geduld meiner Mitmenschen. Der Gynäkologe stellt fest, dass in meinem Untergestell alles in bester Ordnung ist. So eine Freude, nur eine Sache spukt noch in meinem Kopf herum: »Sollte da nicht noch eine Mammographie gemacht werden?« Er sucht in seinen Unterlagen, wundert sich, stellt fest, dass es vergessen wurde, und

schon habe ich einen Termin. Nette Damen empfangen mich, Fräulein Mammographie erscheint. Die Angst sitzt mit im Raum. Ich schwitze. Während der Operation muss der Herr Operateur einen Durchlauferhitzer eingebaut haben, nur den Schalter hat er vergessen. Anders kann ich mir diese Schwitzerei nicht erklären. Hitzewallungen im Klimakterium nennt der Fachmann das, meine Oma sprach von Altweiberhitze. Der Durchlauferhitzer in mir drin läuft auf Hochtouren. »Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.« Rein in den Röntgenraum, und schon geht die Quetscherei los. Gerade links, schräg links, gerade rechts, schräg rechts. »Sie haben eine kleine Brust.«

»Ja, das habe ich auch schon gemerkt.« Den Rest denk ich mir, schließlich will ich mich hier nicht unbeliebt machen. Alles gequetscht, Fotos im Kasten, jetzt nur noch auf den Facharzt für Brüste warten. Er wird die Fotos betrachten und mir anschließend das Ergebnis mitteilen. Ich warte. Und schwitze. Und warte. Zwanzig Minuten später erscheint Fräulein Mammographie: »Es ist viel zu wenig drauf auf den Bildern, wir müssen das wiederholen.« Meine Brust ist in diesen zwanzig Minuten nicht gewachsen, und mehr habe ich nicht zu bieten. Nochmal das Prozedere. Vorsichtig frage ich nach, ob der Herr Doktor nicht doch mal die Originale bewundern möchte.

Da ist nicht mehr. Da wird auch nicht mehr drauf sein auf den neuen Bildern. Nein, will er nicht. Erneutes warten, die Angst frisst sich in meinen Kopf. Der Herr Doktor erscheint, begrüßt mich freundlich, stellt fest, dass ich eine kleine Brust habe (Grrrrrr). Er spricht viele nette Worte. Mir ist gerade nicht nach Smalltalk. Ich überlege, ob ich mildernde Umstände bekomme. Ich bedauere sehr, dass eine Waffe nicht zu meiner Handtaschen-Grundausrüstung gehört. Wenn der jetzt nicht auf den Punkt kommt, stirbt er den Heldentod. »Was ist?« bricht es aus mir heraus. Und endlich sagt er die zwei Worte der Erlösung: »Alles gut.« Der Gynäkologe hat sich über die vielen Bilder gewundert und die Einschätzung des Röntgenarztes bestätigt. Ich bin ganz sicher, ich habe die weltschönste Brust, so fotogen.

Neuropathie ist auch ein Unwort. Schmerzhaft, anstrengend, nervig. Hände und Füße wollen nicht, wie sie sollen, mich macht das zornig, wütend und trotzig. Kleingeld zählen, schön oder zumindest leserlich schreiben, sowie Geschenkverpackungen sind eine echte Herausforderung. Da stampe ich vor lauter Wut mit dem Fuß auf, das macht man nicht, das habe ich auch gelernt. Kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort. Ich habe lange was davon.

Nach drei Tagen lassen die Schmerzen im Fuß nach. Heiß sind die Füße immer. Oberkörper bis übers Doppelkinn zugedeckt, und unten die große Freiheit für die Füße. So gehe ich ins Bett. Frauen mit kalten Füßen sind neidisch. Ich bin nicht sicher, ob die das wirklich wollten. Ich liege im Bett und denke: »Du musst die Schuhe ausziehen.« Habe ich aber schon, mit Schuhen gehe auch ich nicht ins Bett. Aushalten oder Schmerzmittel? Meist halte ich aus, Gift ist genug in mir drin.

Schuhe gehören zur Grundausstattung, das haben meine Füße noch nicht verstanden. Schöne Schuhe wollen sie nicht, an Pumps ist nicht zu denken, die praktischen Treter passen nicht zum Kleidchen, die schicken Pantoffeln sind praktisch, wenn ich da nur nicht dauernd stolpern würde. Man soll die Dinge aus verschiedenen Perspektiven betrachten, aber ist das wirklich so gemeint? Ich liege da und betrachte die Fliesen, könnte ich auch von oben, und besonders interessant ist es da unten nicht. Nachdem der Fußboden ausgiebig bewundert ist, braucht es Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen, danach habe ich eine Woche lang Zeit, um die blauen Flecken zu bestaunen.

Meine Schuhe im Schrank sind geschrumpft. Größere müssen her. Die neuen haben ein Eigenleben. Im Schuhgeschäft passen sie perfekt, nach drei Stunden an den Füßen wollen die da wieder weg. Ich kenne mich inzwischen sehr gut aus mit Blasen- und Druckstellenbehandlung. Der Bauch will keine Hosen, Gürtel schon gar nicht. Mein Outfit ist sehr individuell. Manchmal mach ich dem Kasperle Konkurrenz, hilft aber nichts, der Bauch fordert auch sein Recht und der Kängurubeutel sowieso. Eitel bin

ich auch. Wie schön, dass der Sommer wiederkommt. Sandalen passen immer, sind nur im Winter unpraktisch und bei Regen.

Der Beutel ist weg, ich habe meine Kängurukarriere beendet. Der Bauch ist zugenäht. Gürtel mag der Bauch noch immer nicht, oft auch keine Jeans. Hängekleidchen stehen mir nicht. Der Bauch gewinnt, ich bin drin im Schlabber-, Gammel-, Nachthemdenoutfit.

In meinen Büchern, Zeitungen und auch in der täglichen Post sind die Buchstaben geschrumpft. Oder warum kann ich sie nicht mehr lesen? Größer werden sie nicht, eine Brille muss her. Schick, modern, mit edlen Kunststoffgläsern und sehr teuer.

Argumente finden sich: »Ich trage sie jeden Tag. Gut aussehen will ich auch. Gut für die Augen. Hattest eine harte Zeit, gönn dir ruhig mal was ...« Gekauft. Nach einem halben Jahr sind die Buchstaben trotz der Brille wieder zu klein. Ich bin überzeugt, die Brille ist schlechter geworden. »Das kommt bestimmt davon, dass ich so viel hindurchgucke.« Auf zum Optiker meines Vertrauens. Er hat dazu seine eigene Meinung. Schonungslos teilt er mir mit, dass die Brille im Topzustand ist, es sind die Augen, welche nicht mehr zur Brille passen. Neue Gläser müssen her. Zum Luxusgestell braucht es die edlen Gläser. Überstunden müssen sein. Die neuen Gläser erleichtern die Arbeit ungemein. Ich habe verstanden, dass auch der Herr Optiker überleben will, aber doch nicht von mir allein. Nach einem halben Jahr bin ich wieder dort. Die Chemotherapie hat meine Augen kaputtgeschossen. Es ist tatsächlich nicht die Brille.

»Herr Doktor, ich habe ein Chemohirn.« Ich habe Angst um meinen Kopf, da stimmt was nicht. »Das kann schon sein, Chemobrain ist der medizinische Fachbegriff.« Aha, das wusste ich bis dahin noch nicht. Mal was Neues. Ich bin entsetzt. Bin zur Chemotherapie marschiert, wurde selbstverständlich gründlich aufgeklärt, habe alles unterschrieben, an Nach- oder Nebenwirkungen habe ich keinen Gedanken verschwendet. Es ging ja ums Überleben, da war mir das egal. War gerade kein Platz dafür in meinem Kopf. Wer denkt schon an absterbende Gehirnzellen im

Köpfe, wenn die eigene Beerdigung geplant wird. Wer gestorben ist, der braucht auch das Hirn nicht mehr.

Die Chemotherapie hat gute Arbeit geleistet. Krebs weg, Hirn auch. Der Satzanfang sprudelt raus aus mir, aber wo ist nur das Ende des Satzes? Wo sind denn die Worte geblieben? Kopfrechnen – Fehlanzeige! Konzentration – keine Chance. Matsch im Kopf. Wie vergesslich kann man sein? Ich merk das! Meine Umwelt schwankt zwischen Belustigung und Genervtsein. Ungezählte doppelt und dreifach gestellte Fragen. Wichtiges muss aufgeschrieben werden. Wo ist dann bloß der Zettel? Ich lese, mache Kreuzworträtsel, Sudoku und langsam wird es besser.

Unendlich viele geschriebene, verlorene, wiedergefundene und nicht mehr auffindbare Zettelchen später kriege ich es meistens wieder hin. Das Gehirn funktioniert fast wie früher. Stift und Block sind fester Bestandteil der Handtasche, das beruhigt.

Ich liebe mein Leben. Es sind noch viele Träume drin in meinem Kopf. Brautkleider kaufen für meine Töchter, irgendwann meine Enkel kennenlernen, laufen, lachen, lieben und vieles mehr.

Ich habe keine Angst zu sterben, ich habe Angst vor dem Weg dahin. Ich möchte den Weg in Würde gehen. Meinen Lieben die Gewissheit geben, dass alles geregelt ist: Unterlagen sortiert, Wünsche geäußert, Grabstelle ausgesucht, Trauerfeier besprochen. Der Tod war so nah, ich habe mich auf den Abschied gut vorbereitet. Und dann, irgendwann, wurde mir bewusst: »Ich bin gar nicht tot. Einfach einen Tag nach dem anderen gelebt und überlebt. Abgestürzt, aufgeschlagen, aufgerappelt, wieder da. Familie, Freunde und meine Arbeit haben mich getragen durch diese Zeit. Der Mensch braucht Liebe und Leidenschaft, dann ist Großes möglich.

Ich bin zurück im Leben. Ich gehe zur Arbeit, erledige meinen Haushalt und laufe durch die Wälder. Schlamm Lauf, House Running, Kletterwald und noch viel mehr völlig sinnfreie, aber spannende Dinge darf ich erleben. Ein Brautkleid ist gekauft. Wir werden sehen, was kommt. Die Natur ist meine Verbünde-

te. Wenn die Traurigkeit kommt, dann gehe ich raus. Krebs und alles, was dazugehört, sind nicht lustig, aber ohne meinen Humor hätte ich es nicht geschafft. Während der Chemotherapie hat Tochter Nr. 1 Geburtstag. Bereit zur Abfahrt entsteht folgender Dialog: »So, Oma, alles an Bord: Anti-Kotz-Tablette?« »Schon drin in mir.« »Hörgerät?« »Nicht nötig.« »Brille?« »Auf dem Kopf.« »Gehhilfen?« »Dabei.« »Wickeltasche?« »Hier.« »Kopftuch?« »Wer von uns beiden braucht jetzt die Brille?« »Abfahrt, Papa, die Patientin ist reisefertig, das Pflegepersonal an Bord.« Wir haben lange nicht so gelacht wie an diesem Abend.

Und jetzt? Es geht mir gut. Auf unserem Badezimmerspiegel steht ganz groß geschrieben: »Heute ist ein guter Tag!«

Ich pass gut auf, dass mir nichts passiert.

Du bist in mir ...

GeeS

Du bist in mir! Woher kommst Du und wohin willst Du? Glaube ja nicht, dass Du bleiben kannst! Ich habe Dich nicht hereingebeten und trotzdem hast Du Platz genommen.

Dabei warst Du so still und schleichend, dass ich Deine Schritte unmöglich hören konnte. Heimlich hast Du nach mir gegriffen, von meinem Blut geleckt. Doch ich habe Dich aufgespürt und sehe Deine Krallen, die nach meinem Sein greifen.

Nehme Dich in Acht! Ich werde Dich mit meinem Willen kreuzigen und eines Tages die Nägel meines Sieges in Dein Fleisch treiben. Die Jagd hat erst begonnen. Es pocht Deine Angst in mir, ich höre sie. Wo Du Dich auch verkriechst, ich werde Dich finden, jeglichen Unterschlupf verseuchen, bis Deine Gier in meinen Adern verhungert.

Du hast nicht mit mir gerechnet. Sieh nur, wie Deine Macht vertrocknet und vor mir erblindet. Mein Hoffen nährt sich aus dem Saft Deiner Verzweiflung. Ich kotze Dich aus und werfe Dich hinaus ins Nichts.

Ich gehöre mir! Nur mir ...

Ohne sie

Manfred Kiefer

»Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es tun! Aber das geht nicht; und ich muss nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu dusehn.«

Gotthold Ephraim Lessing, Brief an Johann Joachim Eschenburg,
14. Januar 1778

Wenn Vera durch einen Anschlag ums Leben gekommen wäre, dann wüsste ich wenigstens, gegen wen sich mein unbändiger Hass richten würde. Aber so bleiben nur ohnmächtige Wut, Trauer und Verzweiflung. Krebs, was ist das? Der Name geht auf Hippokrates zurück, die von Blutgefäßen umgebenen Tumore erinnerten ihn an das Fluss- und Meeresgetier, lese ich im *P. M. Magazin*. Warum stoße ich immer wieder auf solches Zeug? Krebs ist nicht gleich Krebs. Das weiß ich inzwischen, und Eierstockkrebs gehört zu den aggressivsten Krebsarten mit den geringsten Überlebenschancen.

Wir warteten auf den nächsten Termin in der Onkologischen Schwerpunktpraxis in Speyer. Vera stand am Tresen und sprach mit der Arzthelferin. Ich trat ein paar Schritte zurück und blätterte in einer der auf einem kleinen Tischchen ausgelegten Broschüren. »Eierstockkrebs wird meist zu spät erkannt. Das macht ihn zu einem sehr tückischen Tumor. Da der Eierstockkrebs keine Frühsymptome zeigt, wird er in 75 % der Fälle erst erkannt, wenn der Krebs bereits Metastasen innerhalb oder außerhalb des Beckens gebildet hat. Eine Heilung ist in diesen Fällen meist nicht möglich«, las ich dort. Mir wurde schwarz vor Augen, und ich hatte das Gefühl, mir werden die Beine weggehauen. Ich schwankte kurz. Gut, dass sie das nicht gesehen hat. Ihr gegenüber spielte ich meist den Optimisten.

Immer wieder frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, in der Zeit von Veras Krankheit ein Tagebuch zu führen. Dann hätte ich jeden Moment der Angst, der Verzweiflung, aber auch der Hoffnung genau festhalten können. Aber hätte ich das wirklich gewollt? So bleibt nur die Erinnerung, die jeden Tag schwächer wird. Das Beste, was ich tun kann, ist nachträglich, aus den Quellen sozusagen – die ganzen Arzt- und Krankenhausberichte, die Auseinandersetzungen mit der Versicherung, ein paar E-Mails, das habe ich ja noch – eine Art Tagebuch zu rekonstruieren. Meine Mutter hat die Krankengeschichte meines Vaters so gut dokumentiert, dass einer der ihn behandelten Ärzte darüber regelrecht in Begeisterung ausgebrochen ist.

Begonnen hat alles, zumindest soweit mir bewusst ist, Ende Oktober 2015. Wir waren auf einem unserer üblichen Kurzurlaube in München – ich bin nachträglich froh, dass wir uns das immer mal wieder erlaubt hatten. Allerheiligen war 2015 auf einen Sonntag gefallen, sodass ich nicht von einem zusätzlichen Urlaubstag profitieren konnte. Ich hatte mir aber schon am Freitag Urlaub genommen. Wie öfter schon hatten wir uns im Hotel »Erzgießerei« einquartiert, das direkt neben der Wohnung meiner Cousine Iris liegt.

Abends gingen wir zusammen in die »Trattoria San Benno«. Ich weiß nicht mehr, was wir gegessen haben, aber es war sicher keine Pizza. Vielleicht waren es Tagliatelle »San Benno« mit Rinderfiletspitzen und frischen Champignons, dazu eine Flasche schöner Rotwein. Vera aß nicht viel, sie hatte in letzter Zeit Probleme mit üppigeren Abendmahlzeiten. Auf dem Weg zurück ins Hotel klagte sie über heftige Bauchschmerzen und Übelkeit. Ob das Öl wohl schlecht oder das Essen sonst irgendwie verdorben war? Das konnte doch nicht sein, da Iris und ich das Gleiche gegessen hatten. Nach einer sehr unruhigen Nacht, in der sie sich sogar einmal erbrechen musste, fuhren wir am Sonntagmorgen nach Hause.

»Du musst zum Arzt gehen«, drängte ich sie. »Ach was, du weißt doch, ich hatte schon immer Probleme mit meiner Ver-

dauung. Meine Tante sagte immer, meine Windeln konnte man ausschütteln, so trocken waren die.« – »Lass doch diese alten Geschichten. Das hast du mir tausendmal erzählt. Außerdem ist es jetzt anders. Du hast doch eher mal Durchfall.« Der Arzt tippte auf »Reizdarm« und verschrieb ihr Indische Flohsamen, die inzwischen als Wundermittel gehandelt werden, wenn es um die Linderung von Darmbeschwerden geht. Es bringt ihr wenig bis nichts.

Trotzdem kann ich sie überreden, Silvester in Berlin zu verbringen. Pragmatisch wie sie immer war, meinte sie nur, sie nähme die Dose mit dem »Zeugs« mit und würde sich immer vor den Mahlzeiten »die Pampe« anrühren.

Für das Silvesterarrangement, das wir im »Grünau Hotel« gebucht hatten, waren wir schon am 30.12. angereist. Der 31.12. ist auch mein Geburtstag. Vor dem Frühstück bekomme ich noch eine Geburtstagsüberraschung, da Vera Geschenke mitgenommen hat. Wir fahren danach nach Köpenick. Im Rathaus gibt es eine kleine Ausstellung zum »Hauptmann von Köpenick«. Wir wärmen uns ein bisschen auf und laufen anschließend zum Schlosspark. Danach geht's zur Dorfanlage Kietz. Der Kietz war ursprünglich eine slawische Fischersiedlung südöstlich von Köpenick. Mich erinnert vieles an die kleinen Häuschen im Speyerer Hasenpfohl. Zurück im Hotel gibt es um 15 Uhr Kaffee und Kuchen. Wir machen uns dann schick für den Abend. Vera zieht ihr blaues Samtkleid an, das sie schon lange nicht mehr getragen hat, dazu einen hellblauen Glitzerschal, Strassohrringe und schwarze Stiefel, so wie sie mir am besten gefällt: eine attraktive und begehrenswerte Frau, obwohl sie auf die Sechzig zugeht. Zudem legt sie ihr »Carolina Herrera«-Parfum auf, was sie selten und nur zu wirklich besonderen Gelegenheiten tut.

Um 19 Uhr, kurz bevor wir zum Tisch geführt werden, fragt mich eine Hotelangestellte, ob der Conférencier meinen Namen nennen dürfe. Auf meine Zusage wird mir etwas später zum Geburtstag gratuliert und »Happy Birthday« angestimmt; ich bekomme auch eine Flasche Sekt. Am Tisch sitzen wir bei einem

Ehepaar aus Kaarst. Wir unterhalten uns gut und angeregt. Zwischendurch geht ein Zauberer, der eingangs als Conférencier fungierte, von Tisch zu Tisch und führt seine Kunststücke vor. Um Mitternacht bekommen wir ein Glas Champagner zum Anstoßen. So ausgelassen waren wir schon lange nicht mehr. Es war unser letzter fröhlicher Abend. Nach Mitternacht gehen wir auf die Hotelterrasse, wo ein paar Hotelangestellte ein großes Feuerwerk abbrennen. Es ist kalt und fängt an zu regnen. Ich drücke und umarme Vera. Wir gehen zurück und sitzen noch bis etwa 1:30 Uhr am Tisch und gehen dann ins Bett. Am Neujahrsmorgen schlafe ich das letzte Mal im Leben mit ihr.

Ein knappes Jahr (genau 357 Tage) hatten wir noch zusammen, von der schrecklichen Diagnose bis zum Ende. 146 Tage davon verbrachte sie in drei verschiedenen Krankenhäusern. Obwohl jeder einzelne Tag davon kostbar war, sind mir nur wenige im Gedächtnis haften geblieben. Ein paar schöne, aber mehr schreckliche.

Immer wieder höre und lese ich jetzt von Fortschritten in der Krebsdiagnostik und -therapie: »Eierstockkrebs – Forscher entwickeln Screening-Verfahren zur Früherkennung: Professor Martin Widschwendter und seine Kollegen vom University College London haben nach jahrelanger Forschung ein Screening-Verfahren entwickelt, mit dem es möglich ist, die verräterischen Zeichen von Eierstockkrebs exakt zu identifizieren und zu bekämpfen, bevor es zu spät ist.« Für mich klingt das wie ein Hohn.

Im Januar beschließt Vera, eine Darmspiegelung machen zu lassen. Ich habe das selbst vor ein paar Jahren mal gemacht. Am Unangenehmsten war die Zeit davor, man muss fasten und bekommt noch ein Abführmittel, um den Darm gründlich zu entleeren. Von der Untersuchung selbst habe ich durch die Narkose nichts mitbekommen. Vera hat kaum Probleme mit dem Abführmittel, aber der Darm will sich nicht so richtig entleeren. Am 28.1. fahre ich sie am Vormittag in die Praxis und soll sie nach ein paar Stunden wieder abholen. Früher als erwartet kommt der Anruf: ich soll sie abholen.

»Ambulante Koloskopie wegen Schlingenbildung nicht möglich« hieß es im Bericht an den Hausarzt. Das ließ nichts Gutes ahnen. Weitere Tage mit quälend langen Diskussionen schließen sich an: Vera möchte nicht ins Krankenhaus, sie, eigentlich wir alle, hat und haben Angst vor der Gewissheit. Das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus am Ort hat einen guten Ruf, ist sogar Lehrkrankenhaus der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg. Der Hausarzt schreibt eine Einweisung. Am Morgen des 22. 2. fahre ich sie hin. Die Aufnahme geht zügig. Durch eine Zusatzversicherung, die wir schon vor vielen Jahren abgeschlossen haben, hatten wir Anspruch auf »Wahlleistungen« und kamen in den Genuss einer Chefarztbehandlung. Ob das ein Mehr an Sicherheit bringt? Eine junge Assistenzärztin macht die Anamnese und Eingangsuntersuchung:

»Guter Allgemeinzustand, normaler Ernährungszustand, GCS 15. Patientin zu allen Qualitäten orientiert. Haut und Schleimhäute unauffällig, keine peripheren Ödeme. Kein Klopfschmerz über der Wirbelsäule. Atmung regelrecht, vesikuläres Atemgeräusch ohne Nebengeräusche. Herztöne rein, rhythmisch, keine patholog. Herzgeräusche. Abdomen weich, leichter Druckschmerz im Epigastrium, keine Abwehr. Darmgeräusche in allen Quadranten regelrecht« schreibt sie in den Befund.

Bei der Koloskopie gibt es wiederum kein Durchkommen: Kompletverschluss des Darmlumens vermutlich von außen oder von oberhalb sitzendem Tumor, PE. Abbruch der Untersuchung.

Sonographie und CT schaffen Gewissheit: »Bild einer ubiquitären, z. T. grobknotigen Peritonealkarzinose. Aszites« hieß das in der Sprache der Mediziner. Krebs! Das Schreckenswort stand im Raum.

Die OP war für den 29. 2. angesetzt (einen Tag vor ihrem sechzigsten Geburtstag!). Iris war eigens aus München gekommen. Zu Hause warten wir auf den Anruf von Dr. J. Er hatte versprochen, sich gleich nach der OP zu melden und über das Ergebnis zu berichten, dafür hatte ich ihm extra meine Handynummer ge-

geben. Irgendwann halte ich es nicht mehr aus, gehe zur Toilette und erleichtere mich. Gerade bin ich fertig, habe aber noch nicht gespült und noch nicht mal die Hosen hochgezogen, da klingelt mein Handy. Es ist Dr. J. Was für eine grotesk-absurde Situation, könnte er mich jetzt so sehen. Ich sage nur hastig: »Ja?« »Es war eine sehr schwere Operation«. Dann erzählt er, was alles entfernt werden musste. Ich bekomme nicht alles mit und verstehe nur, dass sie ihr den halben Unterleib herausgeschnitten hatten. »Es bleiben noch Tumorreste«. Ich schlucke. »Aber es geht ihr gut?« – »Den Umständen entsprechend. Morgen können Sie sie auf der Intensivstation besuchen.«

Ihren sechzigsten Geburtstag hatten wir anders geplant. Ich hatte schon zwei Zimmer für uns und die beiden Jungs in einem kleinen Hotel an der Weinstraße gebucht. Dort wollten wir mit einem schönen Abendessen zu viert feiern. Nun lag sie da auf der Intensivstation, intubiert, sediert, künstlich beatmet. Vom Lärm durch den Umbau des Krankenhauses – irgendwo wurde ständig gebohrt, gehämmert, getackert – bekam sie nichts mit. Iris war mit mir gekommen. Wir durften nur abwechselnd zu Vera. Da lag sie, weiß im Gesicht, angeschlossen an Überwachungsgeräte. Statt Baulärm herrschte für einen Moment Stille. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war dieses »Ssst«, »Klick«, »Fffft« und »Plopp« der Beatmungsmachine. Ich ergriff ihre Hand und sagte leise: »Bleib bei mir«.

Bis zum 5. März wurde sie noch »intensivmedizinisch überwacht«. Wenigstens wurde sie schon am 2. 3. »extubiert«, sodass wir ein bisschen plaudern konnten. Sie war sehr schwach, aber ansprechbar. Dass ihr neben dem kompletten Gebärapparat auch fast der ganze Dickdarm entfernt worden war, wollten wir zunächst gar nicht so genau wissen. Kann man nach Entfernung des Dickdarms noch »normal« leben? Die Mediziner sagen Ja. Der Dickdarm sei kein lebenswichtiges Organ; er diene vor allem der Eindickung des Stuhls. Und darauf ließe sich auch verzichten. Seine Entfernung bedeute also keine Einschränkung der Lebensqualität. Die Afteröffnung verschließt der Chirurg mit einer

Naht, als neuer Darmausgang wird ein künstlicher Darmausgang (*Stoma* oder *Anus praeter*) angelegt. Bei gutem Heilungsverlauf kann in einer späteren, zweiten Operation dieser vorübergehende künstliche Darmausgang »zurückverlegt« werden. Es war ein Schock, schlimmer noch: Einmal dieselbe Krankheit zu bekommen wie ihre Tante war immer eine Schreckensvorstellung für Vera gewesen. Immerhin hatte die Tante noch sechs oder sieben Jahre mit »dem Ausgang«, wie sie es nannte, gelebt. Angesichts des medizinischen Fortschritts in fast vierzig Jahren sollte uns das doch etwas Hoffnung geben. Wir hatten beide die zerstörerische Kraft dieser schrecklichen Krankheit unterschätzt. Die Mediziner meinten, die meisten kämen auch auf Dauer mit einem Stoma gut zurecht. Die Stomatherapeuten im Krankenhaus und später bei uns zu Hause gaben sich alle Mühe, aber Vera kam einfach nicht mit dem künstlichen Ausgang zurecht. Lange Zeit übernahm das ambulante Hilfezentrum die Stoma-Versorgung, bis es mir schließlich zu viel wurde. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen, dass immer wieder neue Pflegekräfte und Praktikanten durch unser Badezimmer marschierten und Vera in einem der intimsten Bereiche ihres Lebens auf fremde Hilfe angewiesen war. Schließlich haben wir beide Angst und Ekel überwunden und das Stoma alleine versorgt – nicht immer geschickt, manchmal zerschnitt ich oder sie eine Platte, mal wurden die Beutel knapp, was uns am Wochenende in Panik versetzte.

Am 5. März kam Vera auf die Normalstation. Wahlleistungsstation hieß das. Sie war im Zweibettzimmer, hatte eine etwas größere Auswahl an Mahlzeiten – was aber weitgehend bedeutungslos war, da sie nur wenige Speisen vertrug und immer wieder mit Übelkeit und Erbrechen zu kämpfen hatte. Da dort weniger Patienten zu versorgen waren, hatte das Pflegepersonal auch ein bisschen mehr Zeit für den Einzelnen. Vera kam durch ihre umgängliche Art mit allen gut zurecht, auch mit den allermeisten »Bettnachbarinnen«. Eine davon, eine ältere Dame aus einem Dorf in der Umgebung von Speyer, stellte sich sogar als entfernte Verwandte heraus. Als sie dann noch erwähnte, dass

sie mit ihrem Mann auch schon ein paar Wochen in Brasilien verbracht hatte, war der Gesprächsstoff für die nächste Zeit gesichert. Tage und Wochen vergehen mit kleinen und kleinsten Fortschritten und vielen Rückschlägen. Jeder Meter mehr, den sie mit den Physiotherapeuten oder mir auf dem Krankenhausflur laufen konnte, war ein kleiner Erfolg. Jeder Tag, an dem sie sich nicht erbrechen musste, war ein guter Tag. Mitte des Monats war es endlich etwas wärmer geworden, sodass ich sie mit dem Rollstuhl durch den weitläufigen Garten des Krankenhauses schieben konnte. Wir genossen beide die frische Luft, aber sie schien sich ein bisschen zu genießen, wie eine hinfällige alte Frau zu erscheinen. Sollte sie so den Rest ihres Lebens verbringen? »Nein«, sagte ich zu ihr, »du wirst sehen, das wird alles wieder. Wir müssen nur Geduld haben«.

Ich war fast jeden Tag im Krankenhaus, mal am frühen Vormittag (bevor ich mit der Arbeit anfang – ich hatte ja das »Glück«, von zu Hause arbeiten zu können), mal am späten Nachmittag. Oft lösten mich auch die Jungs ab, manchmal (meist am Wochenende) waren wir auch alle bei ihr. Ansonsten haben wir viel telefoniert. Vera mochte keine Smartphones. Um trotzdem nicht auf die Telefone in den Krankenhäusern angewiesen zu sein, habe ich ihr ein schickes Klapphandy gekauft, kein »Oma-Teil« – das hätte nicht zu ihr gepasst, sie sah trotz ihrer schweren Krankheit immer noch jung aus. Ja, wir haben viel telefoniert, manchmal, wenn sie mich nicht gleich erreichte, sprach sie auf den Anrufbeantworter. Ich habe es bis jetzt nicht fertiggebracht, diese Nachrichten zu löschen, geschweige denn wieder anzuhören.

Am Freitag, den 15. April, durfte sie endlich nach Hause. Erstmals gab es Hektik, weil der Entlassungstermin mehrfach verschoben worden war. So hatte ich keine Zeit mehr, beim Hausarzt Rezepte für die Medikation der nächsten Wochen zu besorgen – freitagnachmittags war die Praxis geschlossen. Eine der Schwestern gab mir eine »Notfallration« aus dem Krankenhaus mit, um das Wochenende über versorgt zu sein. Die Liste der Medikamente war lang: Schmerzmittel, Mittel gegen die

Übelkeit, Magenschutz, Mittel zur Darmberuhigung und einiges mehr. Ich dachte mir, wenn ich mich penibel an die Verordnungen halte, kriegen wir das alles wieder hin. Bevor ich sie abholte, besorgte ich noch einen großen Blumenstrauß aus roten Rosen und weißen Lilien. Zuhause habe ich sie gleich mit dem Strauß auf dem Tisch im Vordergrund fotografiert und das Foto an alle Freunde verschickt. Sehr zerbrechlich sah sie aus und sehr blass, aber immer noch schön. Die erste Chemo im Krankenhaus hatte ihren langen Haaren nichts anhaben können. Mit jetzt sechzig Jahren war ihr Haar immer noch dunkel, nur an den Schläfen zeigten sich ein paar klitzekleine graue Härchen.

Am Samstag kochten wir seit langer Zeit wieder zusammen. Es gab »Gefüllte Zucchini«, ein einfaches, aber schmackhaftes Gericht. Es war einfach schön, wieder etwas mit ihr zusammen machen zu können. Ein Stück Normalität zu genießen. In der Zeit ihrer Abwesenheit hatte ich die Haushaltsführung übernommen. Das Kochen war mir nicht schwergefallen, ich war ihr früher schon zur Hand gegangen und hatte mir einiges abgeguckt. Das Waschen schon. »Du kannst einen Computer bedienen, also auch eine Waschmaschine«, hatte sie lächelnd im Krankenhaus zu mir gesagt. Etwas grummelnd und nach dem »Studium« der Bedienungsanleitung der Maschine, versuchte ich es – und siehe da, es ging. Nicht alle Tage verliefen harmonisch. Einmal war sie gerade dabei, einen Salzstreuer löffelweise zu befüllen, wobei ihr immer wieder einige Salzkörnchen danebengerieten. »Komm, lass mich das machen«, sagte ich und versuchte ihr den Salzstreuer etwas grob aus der Hand zu nehmen. Sie hielt aber daran fest. »Lass mich einfach machen«, sagte sie erregt. »Du traust mir ja gar nichts mehr zu.« So ging es eine kleine Weile hin und her, bis ihr der Streuer aus der Hand fiel und fast das ganze Salz sich auf der Kochfläche zerstreute. »Übernimm doch nicht immer für alles und jeden die Verantwortung!« Diesen Vorwurf hatte sie mir oft gemacht. In einer ruhigen Minute lachten wir dann darüber. »Das war schon slapstickreif«, meinte Vera.

Die Empfehlung des interdisziplinären Tumorboards vom 14.3.2016 war: Systemische Therapie mit Paclitaxel und Carboplatin plus Bevacizumab ggf. erst im Verlauf.

Die Onkologische Schwerpunktpraxis war mir unheimlich. Das hatte nichts mit der Einrichtung zu tun. Im Gegenteil, das Ambiente war hell und freundlich. Aber bei mir löste jeder Gang dorthin, vom Parkplatz zum Eingang, eine bedrückend-düstere Stimmung in mir aus, obwohl ich mich immer sehr bemühte, dies Vera ja nicht bemerken zu lassen. In der Praxis sah man Menschen jeden Alters, einigen davon sah man die Schwere der Erkrankung deutlich an. Bei anderen bemerkte man davon überhaupt nichts, sie sahen rosig und gesund aus. Krebs kann jeden treffen! Neben Empfang, Praxisräumen, Wartebereichen und Labor gab es einen großen Raum, in dem Patienten an den Wänden und über den Raum verteilt auf großen, »bequemen« Sesseln saßen, neben sich an einer Stange die Infusionen, die langsam das Gift in ihre Adern tröpfeln ließ. Ja, Gift! All diese Medikamente basieren auf Zellgiften, sogenannten Zytostatika, die Krebszellen abtöten oder ihr Wachstum hemmen sollen. Aber auch normale Zelltypen, die sich ähnlich schnell vermehren wie Tumorzellen – Schleimhaut, Haarwurzelzellen oder blutbildende Zellen – bleiben nicht von der schädigenden Wirkung verschont.

Insgesamt vier Zyklen Chemotherapie musste Vera über sich ergehen lassen. Weitere waren geplant. Was diese bei ihr auslöste, war das volle Programm: Übelkeit, Erbrechen, Durchfall, Müdigkeit, Schwäche, Haarausfall, Taubheitsgefühl an beiden Armen und Beinen. Gerade in Bezug auf den Haarausfall habe ich mich mit Christian erbittert gestritten und hätte ihm beinahe die Freundschaft aufgekündigt. Seine Frage »Hat sie schon Haarausfall?« hatte mich so erbost, dass ich ihn am Telefon angeschrien hatte, das sei nicht bei jedem so, jeder Fall sei anders. Lange Zeit hatte sie auch ihr langes Haar behalten, bis ich ihr eines Morgens beim Kämmen zusah und bemerkte, wie ihr die Haarsträhnen büschelweise ausfielen. Manchmal hatte sie auch geistige Aussetzer. Es war wohl nicht das gefürchtete »Chemo-

brain«, eher die psychische Belastung, vielleicht auch eine zu starke Schmerzmedikation.

So konnte es jedenfalls nicht weitergehen. Im Juni sollte sie zur »Roborierung« wieder ins Krankenhaus, dieses Mal auf die Palliativstation.

Die Palliativstation des Diakonissen-Stiftungs-Krankenhauses war nicht im gleichen Komplex untergebracht, sondern in einem separaten Gebäude. Es war nicht mehr das alte Krankenhaus aus dem 19. Jahrhundert, in dem meine Mutter gestorben war. Inzwischen stand dort ein Neubau aus den 1970er Jahren, der das Geriatriische Zentrum, die Schmerztagesklinik und die Palliativstation beherbergte. Von alten Speyerern wurde es immer noch liebevoll-abfällig »s' Spital« genannt, eine Erinnerung an das ehemalige »St. Georgenhospital«, das im Mittelalter durch eine Stiftung eines reichen Ratsherren gegründet worden war, zur Pflege und Versorgung von kranken, armen und gebrechlichen Speyerer Bürgern. Mittlerweile hatte der Neubau seine besten Tage auch schon wieder hinter sich: die mit Waschbetonplatten »verzierte« Fassade bröckelte, die Metallstreben, welche die einzelnen Einheiten des umlaufenden Balkons voneinander trennten, ächzten und klapperten, als ob sie jeden Moment auseinanderbrechen würden. Vera war nicht gerne hierhergekommen. Wenigstens schien die Sonne und ließ das Zimmer in einem hellen und freundlichen Licht erscheinen. Und sie hatte das Zimmer für sich alleine, Dusche und Toilette musste sie sich allerdings mit dem Nachbarzimmer teilen. Die Kanäle des Röhrenfernsehers konnten über Tasteneingabe am Telefon gewählt werden – »Hightech« aus den Siebzigern, Vera kam damit jedenfalls nicht zurecht.

Auf dem großen Container, in dem die schmutzige Wäsche gesammelt wurde, stand in großen Lettern »PALL« und so wird die Palliativstation auch vom Personal genannt. Sie verfügt nur über sechs Betten, sodass sich Ärzte und Pflegepersonal wirklich intensiv um die Patienten kümmern können. Besonders die Gespräche mit der Psychologin, Frau J., haben Vera und mir sehr gut getan. Mit Frau J. bin ich bis heute im Gespräch.

Der Stationsarzt versucht mir zu erklären, warum es für Vera keine Hoffnung gibt und zuckt hilflos mit den Schultern. Nicht weniger hilflos sage ich, in seinen fränkischen Tonfall verfallend: »Das kann doch net sein. Wir haben doch noch gar net gelebt«. Ein dummer Satz, der nichts mit den Fakten zu tun hatte. Wir hatten schon viel gemeinsam erlebt und bewältigt. Aber in diesem Moment schien es mir so, als sei alles nichts gewesen.

Eine Bekannte hatte mich auf die Klinik in Bad Bergzabern aufmerksam gemacht. Wie gerne sind wir in der Südpfälzer Landschaft gewandert. Wir hatten geplant, irgendwann einmal von Bergzabern über die Grenze nach Frankreich in das nahe gelegene Wissembourg zu laufen und dort zu übernachten, am nächsten Tag wäre es wieder zurückgegangen. Nun fahren wir zur Bergzaberner Klinik. Wir (vor allem ich, Vera ist ein bisschen skeptisch) erhoffen uns viel von der Behandlung dort. Es sei »eine onkologische Fachklinik, in der die klassischen Methoden der Schulmedizin mit innovativen Therapien (z. B. Hyperthermie) und komplementären Strategien kombiniert werden« heißt es auf der Website der Klinik. Auf den ersten Blick sieht das Gebäude (oder die Gebäude, es sind zwei getrennte Häuser) nicht wie ein Krankenhaus aus. Es soll mal ein Hotel gewesen sein und wirkt auch ein bisschen so. Ich lasse Vera erstmal im Wagen sitzen, sie ist noch ein wenig erschöpft von der Fahrt, und ich erledige die Aufnahmeformalitäten alleine. Die Sekretärin ist sehr freundlich, macht das routiniert und schnell. »Gehen Sie ins 2. OG, dort wird Ihnen eine der Schwestern das Zimmer zeigen.« »Gibt es einen Aufzug, meine Frau ist ...«. »Kein Problem, gehen Sie vom Parkplatz durch die erste Tür, dann ganz durch bis ans Ende des Ganges. Dort gibt es einen Aufzug.« Ich bedanke mich, gehe zurück zum Wagen. »Alles erledigt, Schatz. Du kannst schon auf dein Zimmer.« Ich nehme das Gepäck und gehe mit Vera zum Aufzug. »Wirkt gar nicht wie ein Krankenhaus und riecht auch nicht so«, sage ich beiläufig.

Die Oberärztin, Frau Dr. K. macht die Eingangsuntersuchung. »Sie sind eine sehr tapfere Frau«, sagt sie zu Vera.

An einem Sonntag im Juli saßen wir auf dem Balkon ihres Krankenzimmers und blinzelten in die Sonne. Die Jungs waren im Zimmer geblieben und schauten sich irgendeine Uraltserie auf dem kleinen Fernseher an, der an jedem Bett angebracht war. Kurz zuvor war Chefarztvisite. »Das ist jetzt mal ein Arzt gewesen«, sagte ich zu Vera. Dr. M. hatte uns die Laborergebnisse vorgelesen und das weitere Vorgehen erläutert. »Die Tumormarker sind um 80 Prozent zurückgegangen«. Zum ersten Mal schöpften wir Hoffnung und blickten optimistisch in die Zukunft. Noch zweimal war sie danach in dieser Klinik. Oft haben ich und die Jungs sie dort besucht. Einige Male habe ich auch mit Vera und den anderen Patienten das Mittag- und das Abendessen dort eingenommen. Um den letzten Aufenthalt musste ich regelrecht mit der Versicherung kämpfen. Ich höre mich noch, wie ich die Sachbearbeiterin am Telefon angeschrien habe: »Wäre es Ihnen lieber, wenn sie bald stirbt?« Das war natürlich ungerecht.

Es ist Ende November: Vera hat es sich nicht nehmen lassen in der Vorweihnachtszeit wie früher verschiedene Sorten von Plätzchen zu backen. Für sie und für uns war das ein Stück Normalität. Ich weiß nicht, woher sie die Kraft dazu nahm.

Was sollte ich ihr zu Weihnachten schenken? Im *Weltbild*-Katalog entdeckte ich ein Amulett, gefertigt aus einer »Sternschnuppe« (einem kleinen Stück eines Meteoriten aus Argentinien). Vielleicht habe ich etwas Magisches damit verbunden. Den Anhänger habe ich ihr als eine Art Grabbeigabe mit in den Sarg gegeben. Die Widmung habe ich behalten. Wie um es wieder und wieder zu beschwören, hatte ich geschrieben: »Wir gehören zusammen, wir bleiben zusammen. Ich weiß, dass wir es schaffen werden. Ich liebe dich.«

Was für ein Unterschied zu Silvester vor einem Jahr. Was ist inzwischen alles passiert. Es kommt mir vor, als seien wir gemeinsam durch die Hölle gegangen. Seltsamerweise bin ich trotzdem zuversichtlich. Ich habe einen Tisch in dem kleinen Chinarestaurant in unserer Straße reserviert, für Vera, mich, die Jungs und ein paar Freunde. Es ist kalt, aber Vera schafft es, die

200 oder 300 Meter zu laufen. Ich halte sie fest an meiner Seite. Was für ein Unterschied zu Silvester vor einem Jahr.

Unsere Stimmung war nicht ausgelassen, wie auch. Claus und Gerlinde bleiben noch nach dem Essen bei uns im Haus und verabschieden sich gegen 22 Uhr. Um Mitternacht stoßen wir mit den Jungs auf das neue Jahr an. Was wird es bringen?

In der ganzen Zeit hatte Vera schrecklich an Gewicht verloren. Die Onkologen schickten uns zur Ernährungsberatung. 44 Kilogramm wog sie nur noch, mit einem BMI von 15,4! »Kachektischer Ernährungszustand« nannte sich das. Mit Trinknahrung, sogenannter »Astronautenkost« hatten wir es schon versucht, aber sie schaffte es nicht mehr, mehr als ein, zwei Fläschchen am Tag zu schlucken. Die Beraterin schlug eine »parenterale Ernährung« vor, das war eine Möglichkeit, bei der der Verdauungstrakt umgangen wird und Flüssigkeit, Nährstoffe, Vitamine und Mineralstoffe direkt ins Blut gegeben werden. Da Vera zur Chemotherapie schon ein sogenannter Port gelegt wurde, ließe sich dieser als Venenzugang zur parenteralen Ernährung nutzen. Vera war schließlich einverstanden.

Ich habe lange mit dieser Entscheidung gehadert. Hatten wir durch diese Ernährung den Tumor »mitgefüttert«? Der neue Stationsarzt auf der Palliativstation hat es verneint. Es gäbe keine wissenschaftlichen Belege, dass durch eine solche Ernährungstherapie das Tumorstadium zusätzlich angeregt werden würde. Auch das Gegenteil sei nicht der Fall, es gäbe keine Möglichkeit, Tumoren gezielt durch Diäten oder Nahrungseinschränkung auszuhungern.

Anfangs sah es aus, als ob es aufwärts ginge. Morgens und abends kam die Pflegekraft von den Maltesern, um den Infusionsbeutel an- und abzustöpseln. An das Geräusch der Infusionspumpe, die die ganze Nacht lief, hatten wir uns schnell gewöhnt – irgendwie hatte das leise Klicken etwas Beruhigendes. Und sie bekam sogar wieder etwas mehr Appetit. Wenn ich ihr abends noch Toast mit Spiegelei oder Geflügelsalat machte, aß sie es mit großem Vergnügen. Schließlich wog Vera schon wieder

über 52 Kilogramm (nach dem Tiefstand von 44 Kilogramm). Der Umschwung kam über Nacht. Sie brachte keinen Bissen mehr herunter, ohne sich kurz danach zu übergeben. Sie »koltzte sich fast die Seele aus dem Leib«! Die Onkologen wussten keinen anderen Rat, als sie wieder ins Diakonissenkrankenhaus einzuweisen. Nach mehreren Untersuchungen und Therapieversuchen teilte uns der Chefarzt mit, dass therapeutisch nichts mehr für sie getan werden könne – nur noch palliativ. Also zurück auf die »Pall«.

Eigentlich hätte der Krankentransport um die Mittagszeit kommen sollen, aber er ließ auf sich warten. Ich packte Veras Habseligkeiten zusammen. Was nicht mehr in die Reisetasche passte, steckte ich in eine große Plastiktüte, die mir eine der Schwestern gegeben hatte. »Frau Kiefer« hatte sie noch darauf geschrieben. Was braucht ein Mensch bei seinem vorletzten Gang: Toilettenartikel, Schlafanzüge ... Endlich kamen die Helfer vom Roten Kreuz. Ein Mann mittleren Alters und eine etwas jüngere Frau. Beide sahen etwas vierschrötig aus. Für ihre nicht leichte Arbeit mussten sie wohl über etwas mehr Muskelkraft verfügen. »Bitte passen Sie auf«, sagte ich, als sie Vera auf die Bahre packten.

Sie war ja nur noch Haut und Knochen. Sie fuhren die Bahre zu einem der Patientenaufzüge und ich schleppte mich mit Reisetasche und Plastiktüte hinterher. Als wir unten auf den Krankentransporter zogen und die Frau sah, wie ich mich mit »dem Gepäck« abmühte, sagte sie: »Ach, hängen Sie doch die Tüte vorne an die Bahre, dann haben Sie es leichter.« Mit Schwung schoben sie die Bahre mitsamt Vera in das Fahrzeug und stiegen vorne ein, während ich neben Vera in der engen »Kabine« saß. Es war keine weite Fahrt, zu Fuß wären es etwa 700 Meter gewesen, in gesundem Zustand hätte sie das leicht in ein paar Minuten laufen können. Aber so. Der Krankentransporter ruckelte und schwankte und ich flog mehrmals gegen die Seitenwand. Ich dachte mir, dass das doch schlimm für Vera sein musste, aber sie schien es kaum zu bemerken.

Diesmal wussten wir beide, dass die Tage und vielleicht Wochen auf der »Pall« ihre letzten sein würden. Wie nimmt man Abschied von einem Menschen, wie regelt man die »letzten Dinge«, wie es gemeinhin heißt? Ich wusste es nicht, ich weiß es bis heute noch nicht. Ich war immer davon ausgegangen, dass ich vor ihr – der Jüngeren – gehe, zumal ich von beiden Elternteilen her eher für Krebs vorbelastet war.

Am Tag vor ihrem Tod, es war ein Samstag, saß ich wieder neben ihrem Bett, aber sie war kaum noch ansprechbar. Ich war verzweifelt und wusste nicht was ich tun sollte, verließ das Krankenhaus und suchte in der Altstadt die Wohnung von Freunden auf. Niemand öffnete, als ich klingelte. Claus war wohl wieder in seiner Firma; seit er die Geschäftsführung übernommen hatte, war er auch an Samstagen kaum noch zu Hause. Ich lief wieder zurück und seiner Frau Gerlinde direkt in die Arme.

»Ist etwas mit Vera, du siehst so bedrückt aus?« »Ich glaube, es geht zu Ende. Ich wollte euch besuchen, aber es war niemand da.« »Warte einen Moment«, sagte sie. »Ich sag nur kurz Bescheid, dass ich für heute Schluss mache, dann gehen wir zusammen ins Krankenhaus«. Sie ging in den Weltladen, in dem sie regelmäßig aushalf, und kam nach kurzer Zeit zurück. Schweigend gingen wir zusammen die kurze Strecke bis zum Krankenhaus.

Als ich abends nach Hause kam, wollte ich mich etwas mit Fernsehen ablenken. Es lief »Tod und Liebe«, der fünfte Fall des neuen »starken Teams«. Ich hatte das immer gerne gesehen, vor allem, als die großartige Maja Maranow noch dabei war. Auch sie war an Krebs gestorben. Diese Folge war düsterer als sonst. Die Frau des Haupttäters ist schwer krebserkrank, am Schluss verabreicht er ihr ein tödliches Medikament. Als die Polizei eintrifft, ist die Frau bereits tot, und ihr Mann stirbt durch »provozierten Suizid«. Das war wirklich keine Einschlafhilfe. Irgendwie schaffe ich es aber doch, ein wenig zu duseln.

Kurz vor Mitternacht klingelt das Telefon. Ich weiß, was das bedeutet. Es ist die Nachtschwester: »Es ist bald so weit. Bitte kommen Sie schnell.« Die Jungs sind noch wach. Hastig ziehe

ich mich an. Mit dem Auto zu fahren, traue ich mich nicht. Also gehen wir die nicht allzu lange Strecke zu Fuß durch die eisige Nacht. Keiner von uns spricht. Als wir auf der Station eintreffen, begrüßt uns die Schwester leise und sagt: »Noch kämpft sie. Aber es geht zu Ende.« Als wir ins Zimmer kommen, liegt Vera mit eingefallenem Gesicht in ihrem Bett. Sie ist kalkweiß, ihr Atem geht rasselnd. Ich setze mich vorsichtig auf die linke Seite des Bettes, Micha auf die rechte, Marcus steht am Kopfende. Micha und ich ergreifen jeder eine von Veras Händen. Ob sie noch etwas spürt, ob sie spürt, dass wir bei ihr sind? Manchmal glaubte ich, einen leichten Gegendruck zu erspüren. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so saßen. Ihr Atem wurde immer schwächer, setzte manchmal ganz aus und kam dann doch wieder zurück. Die Abstände zwischen den Aussetzern wurden immer kürzer, die Atemzüge immer schwächer. Mir schwirrten tausend Gedanken durch den Kopf. Iris meinte, Vera und ich seien eine Einheit. Wir hatten so viel gemeinsam, das konnte kein Zufall sein. Unsere Väter waren beide viel älter gewesen als unsere Mütter. Beide Väter waren schon einmal verheiratet gewesen, beide im Ausland, sodass wir beide ausländische Halbgeschwister hatten. Das Grab meiner Eltern lag direkt neben dem Grab ihrer Großeltern. Aufgewachsen ist sie bei ihrer Tante, ich bei meiner Großmutter, da unsere Mütter, nach dem frühen Tod unserer Väter (beide waren wir sechs, als sie starben – wieder eine Gemeinsamkeit), für den Lebensunterhalt der Familie arbeiten mussten. Aber in unserer Heimatstadt waren wir uns nie begegnet. Kennengelernt hatten wir uns erst während des Studiums in Mannheim und stellten überrascht fest, dass wir beide aus derselben Stadt kamen. Es war keine »Liebe auf den ersten Blick«, dazu bin ich vielleicht ein zu nüchterner Mensch, aber wir fanden uns sympathisch, und langsam sind das Zutrauen, die Nähe und die Liebe gewachsen. Freiwillig hätten wir uns nie mehr getrennt, was nicht heißt, dass wir nie gestritten haben. Doch, das taten wir und manchmal sehr heftig, aber es wäre nie ein Grund für eine Trennung gewesen. Und jetzt sollte alles zu Ende sein? Sie hatte doch schon so viel

geschafft. Die Operationsnarben waren gut verheilt. Den schweren Sturz, bei dem ihre Schulter angeknackst wurde, hatte sie gut überwunden. Fast sieben Stunden saßen wir danach in der Notaufnahme. Wochenlang hatte sie deswegen geduldig einen Gilchristverband getragen.

Die Haare waren langsam, aber kräftig wieder nachgewachsen, sodass die Friseurin, die ihr kurzerhand eine »Glatze« geschoren hatte, meinte, sie hätte jetzt eine schicke Kurzhaarfrisur. Hätte ich mehr für sie tun können? Hätte ich sie nach Berlin in die Charité, nach Amerika in irgendeine Spezialklinik bringen sollen? Wenn ich das zaghaft bei ihr selbst habe anklingen lassen, lehnte sie immer ab. Sie wollte in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Immer wieder schaut die Schwester ins Zimmer, schaut nach Vera und schüttelt leise den Kopf. Es war vielleicht eine halbe, vielleicht eine dreiviertel Stunde vergangen, dann spürte ich keine Reaktion mehr. Man hört immer, das Sterben eines Menschen habe etwas Erhabenes. Mir war so gar nicht erhaben zumute. Ich fühlte mich einfach elend, war wie versteinert in meinem Schmerz. Ich wollte Vera einfach nur zeigen, dass sie nicht allein war, dass ich immer für sie da war. Als sie noch zu Hause war, habe ich abends vor dem Einschlafen immer zu ihr gesagt: »Wir bleiben zusammen. Wir gehen zusammen.« Aber das war nur eine romantische Vorstellung. Mein Bruder in Brasilien war kurz nach seiner Frau gestorben. Obwohl wir »nur« Halbbrüder waren, waren wir uns sehr ähnlich und hatten auch einen ähnlichen »Typ Frau« geheiratet, deshalb war ich der festen Überzeugung, auch in dieser Hinsicht würde unser Leben parallel verlaufen. Aber dem war nicht so. Wenigstens konnte ich Vera in ihren letzten Stunden beistehen. Beim Tod meiner Mutter und meiner Großmutter war ich nicht dabei, was mir bis heute nachgeht.

Die Nachtschwester stand in den letzten Minuten noch am Bett. Als es vorbei war, bat sie uns hinaus. Sie werde Vera jetzt »herrichten«, danach könnten wir wieder ins Zimmer und uns verabschieden. Draußen auf dem Gang bricht es aus mir heraus. Ich heule wie ein Schlosshund.

Etwas unbeholfen versuchen mich die Jungs zu trösten, indem sie mir die Hände auf die Schulter legen. Als die Schwester fertig ist, gehen wir wieder ins Zimmer. Sie hatte Vera schön hergerichtet. Auch das Zimmer: Auf dem Nachtschrank brannte eine Kerze. Die Balkontür war leicht geöffnet, der Vorhang bewegte sich leise im kalten Nachtwind. Mich fröstelte. Dass Vera so bleich und starr im Bett lag, machte mir Angst. Ich hauchte ihr einen Kuss auf die kalte Stirn.

Als wir am nächsten Tag zurückkamen, um das Zimmer auszuräumen, hatte ich den Eindruck, als ob sie mich anlächelt. Wahrscheinlich aber haben sich nur ihre Gesichtszüge entspannt ...?

Diagnose Eierstockkrebs

Susanne Diehm

Es geschieht

Gefällt wie ein vom Wind verwehter Baum ist sie –
nach der Diagnose
ohne Vorwarnung, keine Rücksicht mehr nehmend,
einfach umgekippt
gefällt von der Macht des Schicksals
gefällt von der Einsicht, dass sie sterben könnte
gefällt vom Schock, sich jetzt Ärzten überlassen zu müssen
gefällt von der Sorge, wie sie wohl die Operation übersteht,
ausgeliefert und nackt
Gefallen wie ein vom Wind verwehter Baum nimmt sie ihr
Schicksal an

Es dauert

Es dauert lange, das Warten scheint endlos
Es dauert, bis der Baum seine Prüfungen überstanden hat,
er muss durch Feuer und Kälte
Es dauert, bis die Dämonen verjagt sind,
die wie wilde Tiere an ihm nagen
Es dauert, bis die Müdigkeit geht, der Stamm
wieder kraftvolle Adern hat
Es dauert, bis ihr der Stift nicht mehr zu schwer ist
Es dauert, bis sie mehr als eine Seite am Tag schreiben kann
Gefallen wie ein vom Wind verwehter Baum
nimmt sie ihr Schicksal an

Es wird

Es kommt der Frühling und bringt kleine,
grün sprießende Zweige

Es kommt eine Lerche und baut ein Nest
 aus verlorenen Haaren
Es kommen Menschen, und sie bleiben
Es kommen Impulse, die helfen zu schreiben,
 das blau-samtene Büchlein ist gefüllt
Es kommen Collagen aus ihren Träumen
 mit bunten Farben und kräftigem Strich
Es kommen Zeiten, da weiß sie wieder, wer sie ist
Auferstanden wie ein vom Wind nur verwehelter Baum
 nimmt sie ihr Schicksal an

1000 Kämpfe an einem Tag

Eva Heß

Deine Hand zittert, als Du am Bordstein stehst. Du hältst dich an meinem Arm fest, Dein rechter Fuß tastet sich unsicher nach vorne. Für Dich fühlt es sich an wie Fallen. Es kommt mir wie eine kleine Ewigkeit vor. Dann hast Du es geschafft.

Mit den Blicken der Passanten treffen uns Mitleid und Sorge. Sehen sie denn nicht, wie mutig du bist?

Wir kämpfen uns vor bis zum Eingang. Nein, wir kämpfen nicht. Du kämpfst. Ich bin nur an Deiner Seite. Lasse Dich nicht los.

Die Plätze im Kinosaal sind in Reihe 15. Die Treppe nach oben hat kein Geländer. 15 Stufen. Kein Geländer. Wir bleiben in Reihe 5.

Du schickst mich ein Eis holen und Dein Blick entgeht mir nicht. Als Du mir nachsiehst, wie ich mit meinen zwei gesunden Beinen aufspringe und zur Kasse laufe. Einfach so. Ohne Mut, ohne Kampf, ohne Anstrengung.

Nach dem Kino bist Du so müde. Es ist spät geworden und Dein Körper gehorcht Dir nicht mehr. Wir kämpfen uns zurück zum Auto. Nein, nicht wir, Du kämpfst. Ich bin an Deiner Seite und bewundere Dich. Für Deinen Mut, Deine Tapferkeit. Mir wird klar, was Dir der Abend mit der kleinen Schwester bedeuten muss, wenn Du diese Odyssee auf Dich nimmst. Auf dem Rückweg im Auto schläfst Du fast ein. Du bist erledigt. Aber glücklich. Über einen fast normalen Schwesternabend, wie wir ihn zu selten zusammen hatten, als es noch kein Kampf für Dich war. Ich bringe Dich noch zur Wohnungstür. Du bist meine Heldin. Du führst tausend Kämpfe an einem Tag. An jedem einzelnen Tag. Kämpfe mit dem Bordstein, mit Treppenstufen, mit Deiner Hand, die Dir nicht mehr gehorchen will. Du fühlst Dich schwach. Aber wer kämpft schon so viel wie Du? Du bist stark!

Ein paar Tage später sitze ich an Deinem Krankenbett. Meine Hand streichelt Dein vom Cortison aufgedunsenes Gesicht. Du kämpfst Dir für mich ein Lächeln ab, obwohl ich sehen kann, dass Du lieber weinen würdest. Du fühlst dich schwach, erniedrigt und hilflos. Ich sehe das. Aber ich sehe noch etwas anderes: Ich sehe Deinen Mut, Dich dem Krebs entgegen zu stellen. Deine Stärke, die Blicke der anderen zu ignorieren, wenn Du Dich mit dem Rollator durch den Kindergarten schiebst, um deine kleine Prinzessin selbst abzuholen. Ich sehe, was es Dich kostet, zurückzustecken, um Deinen Kindern ein möglichst normales Leben zu geben. Und Du tust es trotzdem. Du siehst es nicht, aber ich sehe es für Dich: Du bist eine Heldin. Meine Heldin. Die Deiner Kinder, Deines Mannes, Deiner Eltern. Sogar Dein Arzt bewundert Dich.

Du kannst nicht aufstehen. Du kannst nicht laufen. Nicht rennen. Nicht springen. Nicht mit deinen Kindern spielen. Es gibt so vieles, was Du nicht mehr kannst. Und doch bist Du die stärkste und mutigste Frau, die ich kenne.

Jetzt bist du gegangen. Hast alles und alle hinter dir gelassen und fliegen gelernt, musst nicht mehr kämpfen. Du bist fort und ich sehe jeden Tag, dass ich nicht nur deine Stütze war, sondern wir uns gegenseitig gehalten haben. Gedankenschwer und antwortleer bleibe ich zurück. Doch wenn ich an dich denke, lächle ich. Schwesterherz.

Für Anna

Schweres Gepäck

Julia Schwerdtfeger

Im Traum
heute Nacht
sah ich das Meer
Blauglitzernde Fläche, beruhigend
unendlich.
Sah das Kind
an der Wasserkante
unbekümmert Steine suchen
Kleine weiße Zuckersteine
Glatte Handschmeichler
mit Salzwasserguss

Eingekeilt
tief unten im Bauch
lagert der Stein
unförmig eckig
schwarz und schwer.
So viel wiegen
Angst
Trauer
Schmerz
Verzweiflung
und Wut.

Jetzt liegt er
im Meer
Hingeschleppt
an den Kiesstrand
der Kindheit

am Ende der Welt.
Kraftvolles Knirschen
von Sand und
von Stein
und von Strömung.
Er torkelt ins Tiefe
mit jeder Welle
wie ein Betrunkener
Dann ist er weg.
In ein paar Jahren
komme ich wieder
glatte Handschmeichler suchen.

Olivias Botschaft

Wiebke Dickfeld

Jorte saß nervös auf einem unbequemen Plastikstuhl und baumelte mit den Beinen. Er fühlte sich mit einem Mal jünger als seine Tochter Olivia, die wie versteinert auf dem Bett lag. Neben ihr stand bereits ein Ultraschallgerät für die Untersuchung bereit.

Seit der Diagnose »Ovarialkarzinom« hatte sich ihr Leben vollends gewendet. Kaum zu glauben, wie viel Macht ein einziges Wort haben kann. Jorte fühlte sich als Vater unnütz, denn obwohl er ihr ganzes Leben versucht hatte, sie zu beschützen, sah er nun mit an, wie Olivia immer schmäler wurde. Es schien so, als würde ihr der Krebs täglich ein paar Gramm stehlen.

Eierstockkrebs. Jorte hatte es erst einmal googeln müssen, denn er wusste zunächst nichts damit anzufangen. Hatte er wirklich 64 Jahre alt werden müssen, um zu verstehen, dass es nicht selbstverständlich war, seine Kinder bis zum eigenen Lebensende begleiten zu können?

Olivia lag teilnahmslos da und starrte die Decke an, es wirkte, als wäre sie gar nicht anwesend. Sie sah immer noch aus wie Ende Zwanzig, obwohl sie langsam auf die Vierzig zuing. Es war ihr vergönnt gewesen, Kinder zu bekommen, nur leider hatten Partnerschaften nicht allzu lang gehalten. Aber Jorte war doch stolz auf Olivia, denn sie war eine hervorragende Lehrerin: Sport und Informatik, zwei Fächer, die er niemals belegt hätte. Jorte fragte sich, an was sie wohl dachte. Er fragte sich, ob sie ihn noch mochte. Er hatte als Vater nicht unbedingt eine Glanzleistung hingelegt.

Meist war er auf der Arbeit verschwunden, hatte immer sichergestellt, dass Olivia und ihr Bruder Martin alles hatten, was sie brauchten. Aber Zeit genommen hatte er sich selten, zu selten. Als Luise, seine Exfrau, ihm wortlos die Scheidungspapiere

auf den Tisch legte, hatte er sich nicht einmal bemüht, etwas daran zu ändern. Beide Kinder waren aus dem Haus und im Grunde hatte er lange schon gewusst, dass Luise und er nicht gemeinsam alt werden würden. Schockiert war er dennoch, als sie wenige Monate später mit einem anderen Mann völlig von der Bildfläche verschwand. Manchmal hatte er den Eindruck, Olivia würde ihn für das Verschwinden ihrer Mutter verantwortlich machen. Jedenfalls meldete sie sich seitdem nicht mehr allzu oft bei ihm.

Umso überraschter war er, als sie eines Samstagsmorgens plötzlich vor seiner Tür stand. »Papa, ich hab' Eierstockkrebs, inoperabel«, hatte sie ihm an den Kopf geworfen, es klang wie eine Drohung.

Es hatte sie verhältnismäßig jung erwischt. Jorte wusste nicht, ob er darüber verzweifeln sollte, denn die Ärzte sagten es wie ein Kompliment, wenn sie das erklärten. Viel hätte Jorte dafür gegeben, dass Olivia erst im hohen Alter von einer Krankheit eingeholt wurde – oder am besten nie. Aber dennoch war er wenig für sie da gewesen in den letzten Jahren, sie waren einander fremd geworden.

Seit der Diagnosestellung lief das Leben in doppelter Geschwindigkeit. Olivias Tage waren so gefüllt mit Arztbesuchen, Klinikaufenthalten und Telefonaten, dass kaum Luft blieb, darüber zu sprechen. Jorte hätte ohnehin nicht gewusst, was er sagen sollte. Olivia hatte all das schweigsam hingenommen, so, als würde sie ihre Gefühle einsperren, und Jorte traute sich nicht daran zu rühren, er war zu wenig Teil ihres Lebens, um sich in ihre Emotionen einzumischen.

Doch es war, als hätte diese Krankheit seine Vatergefühle wiederbelebt, denn Olivia hatte ihn darum gebeten, sie ins Krankenhaus zu begleiten. So saß er nun auf diesem Plastikstuhl, unsicher und ängstlicher als seine Tochter selbst.

Verdattert schaute Jorte zu, wie der Arzt eine kleine Gruppe Studenten in das Zimmer schubste. »Stellt euch ums Bett, so dass jeder etwas sehen kann. Das ist Frau Buchs. Ovarialkarzinom.«

Olivia reagierte nur mit einem Nicken als sich die jungen Leute schüchtern um das Bett scharrten. Der Arzt nahm in der Mitte auf einem Hocker Platz und drückte auf dem Ultraschallgerät herum.

Während der Ultraschalluntersuchung des Bauches warf der junge Arzt mit Begriffen um sich, die Jorte noch nie gehört hatte. Die Studenten nickten andächtig und gaben anerkennende Laute von sich. Die Stimme des Arztes schien sich allmählich in eine träge Monotonie in Jortes Kopf zu verwandeln.

»Ist das dein Ernst?«, Olivias Stimme klang streitlustig. Der Arzt schaute sie verdutzt an und auch die Studenten waren plötzlich alle aus ihrer Lethargie erwacht. Olivia funkelte einen der Studenten, der unmittelbar vor dem Fenster stand, an. Der junge Kerl schien sichtbar betreten. »Ich liege hier und kann mir anhören, wie schlecht es um mich steht, und du starrst die ganze Zeit auf dein Handy?! Ist WhatsApp gerade so wichtig?« Der junge Mann errötete sichtbar. Jorte war zu überrascht von der Reaktion seiner Tochter, um etwas zu sagen. Der Arzt fand als erstes seine Stimme wieder. »Es tut mir sehr leid, Frau Buchs«, entschuldigte er sich stotternd, dann drehte er sich zu dem Studenten um: »Wie heißen Sie?« Der junge Student suchte offenbar das Loch im Boden. »Niklas Farber«, antwortete er. »So, Niklas Farber«, begann der Arzt mit einem gereizten Unterton, »Sie haben zwei Optionen. Entweder Sie legen Ihr Handy sofort weg oder Sie verlassen bitte umgehend den Raum.« Hektisch legte Niklas Farber das Handy deutlich sichtbar neben sich auf die Fensterbank. »Schuldigung«, nuschelte er und starrte beschämt zu Boden.

Jorte brauchte eine Weile, um den Moment zu verarbeiten. Hatte er so etwas wie Wut in den Augen seiner Tochter gesehen? So schnell wie möglich beendete der Arzt die Untersuchung und verließ gemeinsam mit den Studenten den Raum.

Da es Jorte ohnehin schwerfiel, mit seiner Tochter ins Gespräch zu kommen, war er erleichtert, als sie kurz darauf sagte, sie würde gerne etwas schlafen. Als er sich zu Olivia beugte, um sich zu verabschieden, fiel ihm auf einmal ein kleiner schwarzer

Gegenstand auf der Fensterbank ins Auge. »Oh, der Student hat sein Handy vergessen«, bemerkte er, und zu seiner Überraschung grinste Olivia. Es war das erste Lächeln seit vielen Wochen.

Am nächsten Mittag ließ sich Jorte viel Zeit, den langen Klinikflur entlangzugehen. Ihm waren noch nicht ausreichend Gesprächsthemen eingefallen, um weitere zwei Stunden am Bett seiner schwer kranken Tochter zu sitzen.

Doch dazu kam es erst einmal nicht. Kurz vor der angelehnten Tür zu Olivias Zimmer hörte er bereits die Stimme eines jungen Mannes. »Das können Sie nicht machen.«

»Und ob ich das kann. Sie können morgen wiederkommen, heute bin ich nicht in der Stimmung für Besuch.« Olivias Stimme klang schnippisch.

»Was glauben Sie, wer Sie sind?«, fragte die Männerstimme allmählich hörbar gestresst. »Ich habe Verständnis für Ihre Krankheit und ich habe mich mehrmals bei Ihnen entschuldigt, bitte geben Sie mir mein Handy zurück.«

»Niklas Farber!« schoss es Jorte durch den Kopf, er war unentschlossen vor der Tür stehengeblieben, nicht sicher, ob er seine Tochter unterstützen sollte oder lieber fernblieb.

»Was ich glaube, wer ich bin?« Olivia wurde laut, das konnte sie gut aus dem Sportunterricht. »Was ich glaube, wer ich bin? Verraten Sie es mir doch, Sie studieren doch Medizin. Aber ich will Ihnen auf die Sprünge helfen: Olivia Buchs. Ovarialkarzinom. Drittes Stadium. Inoperabel. Und Sie wollen Verständnis für meine Erkrankung haben? Was glauben Sie, was das hier ist?«

Jorte konnte sich vorstellen, mit welchem Blick Olivia den armen Studenten wohl gerade strafte.

Es folgte ein Schweigen. »Ich bin mehr als meine Diagnose.«, knurrte Olivia schließlich. »Und wenn Sie mich fragen«, fuhr sie den Studenten an, »sind Sie weit davon entfernt, Arzt zu sein.«

Die Tür wurde so abrupt aufgerissen, dass Jorte keine Zeit mehr hatte, sich zu verstecken. Niklas Farber stolperte fast über ihn. »Verzeihung«, hauchte er und verließ in eiligen Schritten die Station.

Jorte wartete noch einige Augenblicke, bis er Olivias Zimmer betrat, um nicht zugeben zu müssen, das Gespräch belauscht zu haben.

Am Nachmittag machten sie einen langsamen Spaziergang vor die Klinik. Olivia war wacklig auf den Beinen, doch Jorte wollte sie ein wenig in die Sonne bringen.

Vor der Klinik verlor sie plötzlich zunehmend an Kraft, Jorte hatte ihr zu viel zugemutet. Sie sackte in die Knie und Jorte konnte ihr gerade noch helfen, sich auf den Bordstein zu setzen.

Einige Meter entfernt standen ein paar junge Leute, offenbar gelangweilte Studenten. Ein Mann löste sich aus der Gruppe und kam ihnen zu Hilfe. »Warten Sie«, rief er, während Jorte entnervt der Gedanke kam, wohin sie denn auch gehen könnten in diesem Zustand. Doch im Stress hatte er den jungen Mann nicht direkt erkannt.

»Jetzt übertreiben Sie aber«, kommentierte der Student Niklas Farber frech, als er plötzlich mit einem Rollstuhl aus der Klinik wieder auftauchte.

Verdutzt wartete Jorte auf die schnippische Antwort seiner Tochter, doch Olivia schwieg und ließ sich ohne Widersprüche von Niklas Farber in den Rollstuhl heben.

»Danke«, hauchte Sie kraftlos.

»Ich hatte nicht erwartet, dass ich Sie vor morgen zu Gesicht bekomme«, witzelte Niklas Farber.

»Sie können ihr Handy wiederhaben«, murmelte Olivia kraftlos. Niklas Farber nickte und begleitete Olivia und Jorte zurück auf die Station.

»Sie sind jedenfalls lernfähig, das muss man Ihnen lassen«, sagte Olivia, als sie Niklas Farber das Handy übergab, »ich hätte mich gefreut, Sie morgen nochmal zu sehen. Sie waren der erste seit langer Zeit, der mich nicht wie ein rohes Ei behandelt hat.«

Niklas Farber huschte ein verwundertes Lächeln übers Gesicht.

»Wissen Sie was«, begann Niklas Farber, »Sie hatten Recht. Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind, in welcher Situation Sie sind,

und ich habe auch keine Ahnung, was hier los ist. Und ja, vielleicht bin ich wirklich noch weit davon entfernt, Arzt zu sein, ich bin erst im sechsten Semester. Sehen Sie das Gebäude dort gegenüber?« Niklas Farber deutete aus dem Fenster auf ein Gebäude etwas weiter entfernt. »Dort sitze ich eigentlich jeden Tag in Seminarräumen rum, bei Patienten sind wir bisher nur wenig.«

»Na, dann sollten Sie da auch wieder hin, sie haben noch viel zu lernen. Gewunken haben Sie mir aber noch nie von dort drüben«, antwortete diesmal Olivia frech.

»Das lässt sich ändern«, lachte Niklas Farber, als er den Raum verließ.

Einige Tage später konnte Jorte seinen Augen kaum trauen, als er auf einmal ein breites Lächeln auf Olivias Lippen sah. Sofort überlegte er, ob er etwas Falsches gesagt hatte, so sehr berührte ihn der Anblick. Olivia hatte seit langem nicht mehr lachen können.

Doch diesmal lachte sie. Jorte verstand erst nach einigen Sekunden, dass sie nicht über seinen Gesprächsinhalt lachte, sondern über seine Schulter hinweg aus dem Fenster schaute.

Auch Jorte drehte sich um. Weil er es erst nicht fassen konnte, stand er auf und stellte sich ans Fenster – seine Augen waren auch nicht mehr das, was sie einmal waren.

Auf einem gegenüberliegenden Gebäude stand dort ein Mann in der Ferne auf der Feuerleiter, die außen am Gebäude angebracht war. Er stand mit den Armen weit über sich ausgestreckt und schwenkte einen Pullover oder etwas Ähnliches über seinem Kopf hin und her.

Olivia stellte sich neben Jorte ans Fenster, sie brauchte dafür eine Weile, doch der junge Mann stand noch immer da. Weit schwenkte nun auch Olivia den Arm über den Kopf und winkte freudig zurück.

Niklas Farber! Endlich konnte Jorte die andere Person einordnen. Der Junge war keck, das musste er ihm lassen.

Da machte Niklas Farber auf der Feuertreppe plötzlich einen Satz vor Freude, als er entdeckte, dass Olivia Buchs ihn endlich

gesehen hatte. Schon seit einigen Tagen hatte er sich mehrmals täglich hierher begeben, um winkend auf der Feuertreppe zu stehen, in der Hoffnung, dass sie ihn endlich sehen würde. Er wollte ihr zeigen, dass er seine Lektion gelernt hatte, dass er sein Wort halten würde.

Sie war die forscheste Patientin, die er je kennengelernt hatte. Als er zwei Stunden später den Seminarraum wieder verließ, schaute er reflexartig aus dem Fenster zur Klinik rüber. Er hatte recht lange gebraucht, um auszumachen, welches Fenster jenes von Olivia Buchs war, doch mittlerweile fand er es schnell.

Verdutzt stellte er fest, dass dort drei Papiere von innen am Fenster klebten. Auf jedem Blatt stand ein Wort in großen Buchstaben: »Lehrerin. Informatik. Sport«. Niklas Farber drehte um, lief die Treppen erneut ein Stockwerk nach oben, weil er wusste, dass das Fenster dort besser sichtbar war. Er zerrte ein zerfleddertes Blatt Papier aus seinem Rucksack und malte einen Baum darauf. Dann klemmte er es, so gut es ging, in den Rahmen.

Jorte hatte davon nichts mitbekommen. Als er am nächsten Tag die wackelige Olivia am Arm zu einem kurzen Spaziergang vor die Klinik führte, konnte er zunächst nicht verstehen, warum sie nach ihrem Zusammenbruch vor einer Woche plötzlich so eilig vor die Tür wollte. Er staunte nicht schlecht, als sie einen Zettel an einem nahegelegenen Baum abriß. Auf dem Zettel stand: »Ich wusste, dass Sie es hierherschaffen würden – sportlich eben.« Dahinter war ein Smiley gemalt. Olivia lachte. Jorte runzelte verwundert die Stirn.

In den nächsten Tagen bemerkte Jorte, wie sich seine Tochter veränderte. Sie wirkte wacher, redseliger und wurde sogar frech wie früher.

Als er eines Nachmittags die Klinik verließ, schaute er hoch zu ihrem Fenster und entdeckte Olivia, die gerade dabei war, einen Zettel aufzuhängen. Verblüfft blieb er stehen und wartete, bis er lesen konnte, was darauf geschrieben stand: »Das Leben steckt voller Überraschungen.«

Niklas Farber hatte ein paar Tage gebraucht, bis er das erste Mal nachschlug, was die Lehrbücher zum Thema Ovarialkarzinom sagten. Er war noch nicht so weit im Studium, deshalb konnte er sich schlecht aus. Schon bald hatte er sich eingelesen in das, was Olivia Buchs am eigenen Leib erfuhr.

Obwohl er nicht wusste, ob sie seine Frage unverschämt finden würde, schrieb er am nächsten Tag das Wort »Angst« auf ein Blatt Papier, malte ein großes Fragezeichen dahinter und heftete es ans Fenster.

Schon nachmittags erhielt er die Antwort: »Lebendig.«

Vor der Klinik beobachtete Jorte am selben Tag aus dem Auto heraus, wie eine junge Frau nach oben deutete. Dort sah auch er den Zettel mit dem Wort »Lebendig«.

Er konnte sich keinen Reim darauf machen. Die junge Frau jedoch schien diesem Zettel Bedeutung zumessen zu können, denn ihr liefen die Tränen über die Wange, während ihr Begleiter sie fest in die Arme schloss und nachdenklich Olivias Fenster anstarrte.

Jorte gewöhnte es sich fortan an, nach dem Besuch bei Olivia noch einige Minuten vor der Klinik stehen zu bleiben. In der Regel hängte Olivia wenige Minuten nach seinem Gehen neue Zettel auf, immer mit verschiedenen Sprüchen darauf. Er war schon lange nicht mehr der einzige, der das bemerkt hatte.

Auch Elena Kries scannte jeden Tag zuerst die Gebäudefront nach dem einen Fenster ab. Jedes Mal war dort eine geheime Botschaft versteckt. »Ein Lächeln ist die kürzeste Distanz zwischen zwei Menschen«, stand diesmal dort geschrieben. Elena Kries musste lächeln. Bereits seit sieben Jahren arbeitete sie dort als Krankenpflegerin, aber seit einigen Tagen machte es ihr mehr Freude, zur Arbeit zu gehen. Auch ihre Kollegen hatten die Zettel bereits entdeckt. Sie gaben ihnen irgendwie eine Botschaft mit auf den Weg.

Der junge Arzt hetzte jeden Morgen um kurz nach sieben in die Klinik. Er wusste natürlich, dass die Zettel an Frau Buchs'

Fenster klebten. Die ganze Klinik redete bereits darüber und er war insgeheim stolz, dass sie seine Patientin war.

Ohne es zu merken, wurde Olivia zu einer kleinen Berühmtheit in der Klinik. Ihre Zettel begleiteten viele Menschen zur Arbeit, wieder andere freuten sich über eine kleine Botschaft, wenn sie in die Klinik gingen, um ihre Angehörigen zu besuchen. Und dann gab es welche, die einfach nur an der Klinik vorbeiliefen und sich die kurzen Sprüche mit auf den Weg nahmen.

Manch einer fand Trost in den Worten, die da von innen ans Fenster geklebt waren.

Viele fragten sich, wer der Urheber der Zettel am Fenster war und waren zwiegespalten in ihren Wünschen. Einerseits wünschten sie, dass der Urheber schnell genesen möge, andererseits hofften sie, dass er weiterhin seine Zettel schreiben würde.

Immer häufiger konnte man beobachten, wie Patienten in Rollstühlen, in Begleitung ihrer Angehörigen, oder allein auf den kleinen Platz vor der Klinik kamen. Manche verweilten sogar ein wenig dort und schauten hoch zu Olivias Fenster, um die neue Botschaft zu lesen, dessen Urheber niemand kannte.

Manchmal konnte Niklas Farber sie am Fenster stehen sehen, dann winkte er immer. Olivia Buchs winkte zurück. Sie musste seinen Stundenplan bald auswendig kennen, so oft tauchte ihr schmales Gesicht rechtzeitig neben den Zetteln auf. Sie war eine hübsche Frau, die Krankheit hatte ihr nicht den entschlossenen, verschmitzten Blick genommen. Die Haare hatten nicht ihre Schönheit mit sich genommen, als sie ausgefallen waren.

Niklas Farber war bewusst, dass die Worte an der Scheibe Olivias Wesen widerspiegeln. Er konnte, ohne sie näher zu sehen, eine starke und fröhliche Persönlichkeit in ihr erkennen. Manchmal berührten ihn die Sprüche auf eine tiefe Art und Weise, wie er es vor seinen Kommilitonen niemals zugeben würde.

Manchmal hatte er den ganzen Abend damit zu tun, sich eine geeignete Antwort auszudenken, die er am nächsten Tag dann an die Fenster des Instituts kleben konnte.

Längst hatten seine Kommilitonen davon etwas mitbekommen, immerhin hatte der sonst so unorganisierte Niklas Farber neuerdings immer Klebeband und jede Menge Papier dabei.

Es kam der Tag, an dem Olivia vorerst nach Hause entlassen wurde. Insgeheim war die Station traurig darüber, denn Olivias Wesen und ihre kleinen Nachrichten würden allen fehlen. Olivia wartete bereits im Flur, neben ihr standen ihr gepackter Koffer und der alte Rucksack, mit dem sie schon die halbe Welt bereist hatte. Sie war hübsch anzusehen. Obwohl sie sehr schmal im Gesicht geworden war, trug sie wieder ihr altes Lächeln auf den Lippen, das eine so ansteckende Wirkung hatte. Sie sah auch nicht mehr teilnahmslos aus, sondern – im Gegenteil – wie eine Frau, die mitten im Leben stand, entschlossen und aufgeweckt.

Jorte drückte sie fest und freudig an sich, als er den Blumenstrauß überreichte, den er ihr zur Entlassung mitgebracht hatte. Sie beide wussten, dass ihnen ein beschwerlicher Weg bevorstand, dass viel auf sie zukam. Aber Jorte freute sich über Olivias Strahlen, denn sie hatte ihren Lebensgeist skurrilerweise in der Klinik wiedergefunden. Und er – er hatte seltsamerweise im Krankenhaus seine Tochter wieder richtig kennengelernt, er war wieder ihr Papa.

Als er Olivia vor dem Klinikeingang ins Auto half, warf er einen kurzen Blick zurück. Diesmal war fast das gesamte Fenster mit Papieren bedeckt. Jorte spürte deutlich, wie ihn die Worte beim Lesen berührten: »Ich bin Olivia. Ich habe Eierstockkrebs. Ich lebe damit.«

Gemeinsam fuhren sie davon. Olivias Botschaft blieb noch lange in den Köpfen der Menschen.

Laute Stille

Regine Levanic

Nichtssagend
fing alles an
Jetzt wurde das Nichtssagend
zum Vielsagend und trotzdem
trat Laute Stille ein,
schnell
konsequent
mit einem Fragezeichen am Ende.
Das Nichtssagend
konnte man sehen
klein
unbedeutend
und von Stille umgeben.
Doch trotz Stille mischte Hektik plötzlich mit.
War einfach da,
ohne dass man sie bemerkte.
Entscheidungen kamen hinzu, tanzten Reigen.
Fragen tauchten auf,
jagten Querfeldein.
Doch nach anfänglicher Scheu
kam der Lebensgeist
langsam
stetig
und für den Kampf bereit.
Trat gegen das Nichtssagend an
und nach anfänglicher Angst wurden die Lanzen gehoben
und der Angriff nach vorne
für das Leben
begann.

Kein Fest ohne Eingemachtes oder Experiment mit einem Krebsgeschwür

Silvia Czerner

Ein medizinhistorisches Museum. Hier geht es ums Eingemachte. Darum ist die Geschichte wahr, nicht wahr? Fiktion und Wirklichkeit überspielen sich perfide, hinter allen Exponaten stecken Leben von Personen, die existiert haben. Ja, komm nur, du ahnungslose Leserschaft, hier geht es lang, die dunkle, knarrende Treppe hinauf in das geheime Geschoss. Ich habe die Abteilung umbenannt in »Monströse Monumente«. Hier sind die alten Fenster besonders blind und man könnte meinen, selbst das Gebäude dreht sich weg, weil es ihm unheimlich wird. Nur die Spinnen weben ungerührt ihre Netze. Dort aber, seht nur, dort steht es – könnt Ihr es hören? Es ist ein wirklich böses Krebsgeschwür, das wispert:

»Mein Wirt, der Darm, hatte selbst eine Wirtin. Eine große, eine schöne, eine lebenslustige Wirtin – zumindest, als wir uns kennenlernten. Ja, und wir hatten ein charmantes Verhältnis. Symbiose sollte ich es nennen, denn fast alles, was in der Literatur so beschrieben steht, mag zu uns passen. Zusammenleben. Ja! Krebsgeschwür und Organ. Ja! Vergesellschaftung zweier Organismen. Ja!! Zum gegenseitigen Nutzen und in gegenseitiger Abhängigkeit. Jaa!!! Auch, wenn alles seine Grenzen hat. Sogar ein Menschenleben. Seit dieses aufgehört hat, hänge ich hier fest. Hinter Glas. In einem Zylinder. In einer Lösung. Das ist nun nicht die Lösung, die ich mir vorgestellt hatte für die Ewigkeit. Der Alkohol hat mir das Wasser entzogen, sodass ich mich stets etwas trocken anfühle. Vor langer Zeit pulsierte das warme Blut in meiner Nähe. Das Formalin hat meine Proteine vernetzt, seitdem fühle ich mich wie aus Gummi beschaffen – eine schreckliche Veränderung meiner selbst. Bewegen kann ich mich auch

nicht mehr. Aber ich habe Respekt vor der Konservierung. Ich kann mich mein weiteres Leben an entsetzten Blicken weiden. Vorher musste ich im Dunkeln agieren. Bis das grelle OP-Licht mich traf und ich wusste, nun ist es vorbei mit dem geselligen Leben und Herumwuchern. Jedoch hatte ich, wie in einer Vorahnung, lange zuvor ein paar Zellen losgeschickt, und diese hatten bereits zurückgemeldet, dass sie woanders ankern konnten. Ja, wir waren richtig gut im Zerstören. Gleich mit fünf weiteren Organen konnte ich mich symbiotisch vereinen. Was für ein Leben! Es kam mir vor wie eine letzte große Umarmung an diese großartig leidende Menschenwirtin, die damit allerdings ihr eigenes Leben loslassen musste. Wie mir mein Name Krebsgeschwür doch auf der Zunge zergeht. Das ist ein großartiger Name! Ja, wir waren genau das, eine verschworene Gemeinschaft bösartiger Zellen, die ein mächtiges Feuer schürten unter den gut meinenden Fresszellen. Ach, was war das für eine fette Zeit. Jetzt ist alles anders. Mir persönlich bleibt nur der Genuss des Ekels, der – bewusst oder unbewusst – aus den Blicken spricht, die mich hier im Museum treffen. Neugierige Blicke mag ich nicht. Ich weide mich an der Verstörung, die ich immer noch hervorrufen kann; an dem Ernst, der manch verschrecktem Auge innewohnt; an dem Entsetzen, das ich aufblitzen sehe, oder auch an manch verhaltener Wut. – Heda, DU – sieh mich nicht so gebannt an, Fremde. Ich tue dir doch nichts ... na, komm doch näher! Komm schon, schau mir tief in mein Auge!«

Ich weiche zurück, war mir doch, als könne ich ein einladendes, singendes Murmeln hören, das von diesem Geschwür ausgeht. Komischer Name – *Geschwür* – wer zum Teufel kann nur ein Geschwür ein Geschwür nennen? Lässt das nicht zu viele Verschwörungstheorien zu? Ich bin mir sicher. Wäre ich Geschworene in einem Mordprozess, würde ich es verurteilen. Aber dieser Schurke ist bereits tot und seine Patientin Geschichte. Meine Gedanken schweifen weiter.

Wirtin. Ich weiß gar nicht, warum ich jetzt *diesen* Begriff auf einmal im Kopf habe. Wirtin ... Ja, ich könnte die Wirtin eines sol-

chen abscheulichen Teiles sein. Indirekt oder direkt? Wohl mehr indirekt in diesem Fall, denn es wäre ja ein Organ betroffen, das als Wirt dient. Hm, als Wirtin bewirtet man ... Mir wird ein bisschen schlecht. Und schwindelig. Meine Hände sind eiskalt und ich presse sie gegen meinen Kopf, um meine fliegenden Gedanken zu beruhigen. Könnte Wirtin sein! Muss aber nicht. Das ist die Optimistin in mir. Selbst wenn ich Wirtin wäre, müsste ich dieses krebssige Klischee nicht bedienen. Mein Mund ist trotzdem trocken. Ja, bleib trocken, mahne ich mich, denn ich fühle das salzige Meer meiner Tränen in mir hochsteigen. Lass diese Feuchtigkeit gar nicht erst hochkommen. Lenk dich ab. Raumforderung, das ist der bessere Name für solch ein Geschwür. Hygienisch klar und rein – viel besser abgrenzungsfähig –, solange es einen nicht betrifft.

Ich lehne mich etwas entfernt von der Ausstellungsvitrine gegen einen Schrank, um mehr Abstand zwischen mich und dieses böartige Präparat zu bringen. Balle die Fäuste zusammen, möchte am liebsten hineinschlagen in das Geschwür, möchte es vernichten, es nicht länger ausgestellt wissen. Warum nur bin ich heute in dieses Museum gegangen? Ich hätte mir mehr Zeit lassen sollen. Mir ist, als zöge mich dieses obskure Teil magisch an, ich nähere mich noch einmal zögernd.

Was ist das? Mitten in der Geschwulst pulsiert etwas Rotgeädertes, gebannt starre ich auf das Geschwür. Perfide und langsam beginnt sich dieser kleine rote Punkt wie ein strudelndes Auge auf dem Geschwür zu drehen, mehr und mehr zieht es meinen Blick in sich hinein. Ich spüre, wie ich meinen Willen verliere, ich drehe mich mehr und mehr mit. Und falle. Versuche zu rufen, doch es bleibt bei einem heiseren Krächzen und mein Auge lässt sich tief hineinziehen in diesen drehenden roten Schwindel. Innerhalb kurzer Zeit werde ich eingesogen in das schwabbelige Geschwür, ich spüre den feuchtkalten Schleim plötzlich auf meinen nackten Armen, dann verschwindet auch mein Körper komplett im roten Strudel. Es klingt wie ein lautes, röchelndes Schmatzen. Einen Moment lang ist alles still und

dunkel, ich spüre eine lautlose Panik in mir. Doch dann lande ich wie ausgespuckt unter einer grellen Lichtröhre auf dem weiß getünchten Gang einer Krankenhausabteilung.

* * *

Das Operationsteam hatte mich für 6:30 Uhr einbestellt. Ich sollte früh als Erste operiert werden. Seitdem saß ich scheinbar endlos lange auf dem Flur, unter dieser grellen Lichtröhre auf dem weiß getünchten Gang. Zusammen mit drei anderen Patientinnen, die ebenfalls heute operiert werden sollten. Mit jeder Stunde zogen sich mein Kopf und mein Bauch mehr zusammen und ich fühlte, wie sich aus meinem Körper langsam eine Rosine formte. Es war Teil der Krankheit, dass ich innerlich schnell dehydrierte. Nach dem vorherigen Abführtag kein Wunder, alles, was ich an Flüssigkeit oben hineingegeben hatte, kam umgehend unten wieder hinaus. Hier half nur eine Infusion, doch auf diese wartete ich bereits länger an diesem Morgen. Irgendwann bemühte ich mich, aufzustehen, um die Schwestern auf meinen maladen Zustand hinzuweisen. Es dauerte eine weitere Stunde. Immerhin durfte ich in eines der Zimmer verschwinden und dort weiter warten. In dem Raum war es ruhig. Darin standen zwei Betten. Eines sah benutzt aus, die Patientin war nicht anwesend.

Alles, was ich schon hinter mir gelassen hatte, kam nun langsam wieder hoch. Die Dehydrierung setzte mehr und mehr ein. Übelkeit, Schwindel, Kopfschmerzen. Lange dauerte es nicht mehr, bis die kleinste Bewegung ausreichte, damit ich fiese Galle erbrach. Ich fühlte mich hilflos. Der Infusionsbeutel stand bereits neben meinem Bett. Nur der Zugang fehlte. Ab und zu kam eine Schwester herein, stellt fest, dass mir die Kanüle noch fehlte und stürzte flott davon, »um den Ärzten was zu erzählen und mal richtig Dampf zu machen«, wie sie sagte. Trotzdem passierte nichts weiter. Dann irgendwann war es endlich soweit. Die Verbindung wurde hergestellt zwischen der lebensnotwendigen

Flüssigkeit und meinem verdorrten Körper. Gierig saugte sich mein Blut das Wasser in die Vene, der Tropf lief schnell.

Ich lag – noch angezogen – auf dem Bett und versuchte ein bisschen vor mich hinzudämmern. Vor mir stand das zweite Bett – nach wie vor ohne Patientin. Und es gab einen winzigen Tisch und zwei Stühle. Zwei Betten, zwei Schränke, zwei Nachttische, zwei Leben, zwei Frauen, zwei Individuen. Zwei Patientinnen. Wir würden für eine kurze Zeit unsere Lebenszeit teilen. Sie würde ihren Schmerz tragen, ich den meinen. Vielleicht war er ähnlich beschaffen. Ich kniff meine Augen ein wenig zusammen. Die Situation erschien mir unwirklich, je schärfer ich mir bewusstmachte, dass ich wieder in einer Klinik gelandet war. Da konnte ein wenig Unschärfe nicht schaden, ein bisschen phantastisches Flimmern um mich herum. Mit einem Mal schien mir, als verlöre ich mich in einem Spiegel – ich sickerte förmlich hinein, löste mich auf wie ein Schatten im Nichts. Hörte nur von weitem das Schlagen meines Herzens wie einen ständigen Tropfen, der viel zu hart auf einen viel zu heißen Stein traf ...

* * *

Die blonde Frau richtete sich in ihrem Bett auf. Sie mochte in den Vierzigern stecken, wirkte noch jung und sah doch verhärtet und verloren aus. »Seit Jahren! Wirklich seit Jahren weiß ich, dass etwas mit mir nicht stimmt. Ich bin von einem Arzt zum nächsten gelaufen, wurde untersucht, auf den Kopf gestellt. Kein Mediziner, kein Heilpraktiker konnte mir helfen.« Sie schickte einen zerbrechlichen Blick durch den Raum, der an nichts und niemandem hängen blieb. »Seit vielen Jahren habe ich Bauchschmerzen und seit einigen Jahren nimmt mich niemand mehr ernst damit. Zum Teil behandelt man mich wie einen Hypochonder. Es ist nicht zu fassen. Und da komme ich aus Verlegenheit hierher, nur um mal hineinschauen zu lassen. Und plötzlich ist alles völlig anders. Eine schwere Mauer errichtet sich vor mei-

nem Leben, die ich nicht überwinden kann.« Sie schüttelte sich leicht in ihrer Verzweiflung und fuhr dann fort: »Es sollte doch nur eine Zyste sein.« Ihr Gegenüber fragte: »Sie sind bereits operiert? Eine Bauchspiegelung?«

Die blonde Frau schaute etwas irritiert, als nähme sie jetzt erst wahr, dass sie mit jemandem spricht. »Jaja, zuerst wurde eine Bauchspiegelung gemacht – vor gut fünf Wochen. Eine Zyste wäre nicht das Problem gewesen. Aber auf einmal ging alles furchtbar schnell. Ich musste sofort erneut operiert werden.« Für einen Moment schwieg sie und sah ins Leere. »Totaloperation. Alles ist weg. Von oben bis unten aufgeschnitten. Da kam tatsächlich eine Ärztin aus der Onkologie zu mir und haute mir um die Ohren, dass es vorbei sei; dass es zu spät sei, um mir zu helfen. Dass ich sterben werde, so oder so.« Ihre Stimme war hauchdünn geworden. »Das war sicher ein harter Schock. Wie sind sie damit umgegangen?« fragte ihr Gegenüber. Die blonde Frau fixierte ihr Gegenüber einen Moment lang.

»Es ist noch nicht wirklich in mir angekommen. Ich habe mein Leben lang alles richtig gemacht, habe mich gesund ernährt, kaum Alkohol getrunken, geraucht habe ich nie. Doch immer wieder diese diffusen Beschwerden. Hier wollte man nur einmal auf den Bauch schauen. Nun habe ich ein Ergebnis, das mir das Leben zerbricht. Warum hat man das nicht früher feststellen können? Ich spreche darüber und laufe selber noch dahinter her. Oder vielleicht auch davon, kann es kaum fassen, um es zu begreifen. Nach der OP war ich körperlich viel zu schwach. Alle meine Kräfte verließen mich, meine Muskelkraft versagte den Dienst, ich magerte furchtbar ab und konnte mich selbst nicht aufrichten. Die Schwestern hier sind Gold wert, sie helfen mir, langsam wieder zurück zu finden. Aber in was? Ins Leben? Oder bereits in den Tod?« Sie sah ihr Gegenüber eindringlich an. »Ich weiß nicht, was wird. Verstehen sie das?« Ihr Gegenüber versuchte, der Frage zu entgehen: »Haben sie Familie? Und weiß sie Bescheid?« »Ich bin verheiratet. Und ich habe einen Sohn, er ist 19 Jahre alt. Sie wissen es beide, aber mein Sohn glaubt, ich wer-

de trotzdem gesund. Soll ich ihm etwas anderes vermitteln? Es ist so schwierig, darüber zu sprechen. Er hat sich viele Informationen aus dem Internet besorgt. Von Fällen, die nicht so schlimm sind wie der meine, also heilbar. Daran klammert er sich fest, obwohl er die richtige Diagnose kennt ... nicht heilbar.«

Zwischendurch klingelte das Telefon. Die Patientin entschuldigte sich jedes Mal, nahm den Hörer ab und gab Ratschläge an Dritte. Darüber, wo etwas zu finden war, ein anderes Mal, wie etwas behandelt werden sollte. Es war spürbar, sie war noch voll integriert in ein Leben, das ohne sie nicht einfach stattfinden wollte. Die Besucherin, eine sich ehrenamtlich einbringende Dame, zog sich beim nächsten Telefonat freundlich zurück. Sie spürte, dass sie selbst nicht über Allgemeinplätze hinauskommen würde bei diesem Gespräch und fand es fairer, zu gehen.

Ein weiteres Gespräch fand statt. Eine Schwester betrat energisch das Zimmer, schob ihren Medikamentenwagen vor das Bett der Patientin und erkundigte sich fachlich versiert nach den Vorlieben für die nächsten Stunden. Schüchtern bat die Patientin darum, eines der Medikamente zu reduzieren. Die lähmende Nebenwirkung auf den Darm sei nicht zu ertragen und sie wolle lieber ihr bisschen Darm wieder in Schwung bringen. Die Schwester ging sehr freundlich darauf ein, beriet hier und da und machte sich Notizen. Schließlich verließ auch sie den Raum und es schien, als solle etwas Ruhe einkehren in das Krankenzimmer. Doch stattdessen klopfte gleich die nächste Schwester an, stellte sich mit leiser und ruhiger Stimme als Palliativschwester vor, die auch am Wochenende da sein würde und sprach ebenfalls die Medikamente an, insbesondere das kurz zuvor erst reduzierte. »Glauben sie mir, sie tun sich selbst keinen Gefallen, wenn sie sich bei den Schmerzmedikamenten zurückhalten. Wie geht es ihnen denn mit ihrer Verdauung?« »Nun ja, ich habe das Gefühl, mein Darm will nicht so richtig. Es ist nur ganz wenig, wenn auch jeden Tag.« »Das klingt nicht schlecht. Da hat ihr Darm begonnen, wieder zu funktionieren. Ich rate ihnen, die Schmerzmedikamente aufrechtzuerhalten, sofern ihr Darm wenigstens

alle drei Tage etwas von sich gibt. Es wäre an der falschen Stelle gespart, wenn sie auf Schmerzmedikamente verzichten. Die Schmerzen werden leider nicht besser und nur durch eine entsprechende Dosierung können sie sich bis zum Schluss eine Lebensqualität erhalten, die auf einem aushaltbaren Level liegt.« »Bis zum Schluss« wiederholte die Patientin leise. »Mein Sohn will jetzt ausziehen, er hat eine kleine Wohnung gefunden, die ihm zusagt.« Das Gespräch ging ein wenig hin und her, mit einer bewundernswerten Leichtigkeit kam die Palliativschwester schnell auf die möglichen Medikamente zurück. Schließlich sprachen sie noch über Drogen, die man sich auf illegalen Wegen beschaffen könnte. Die Schwester berichtete von einem Patienten im Hospiz, der jeden Tag sein Cannabis rauche, weil es ihm sehr gut gegen die Schmerzen helfe. Endlich beendeten sie ihr Gespräch und die Palliativschwester verließ so leise und ruhig den Raum, wie sie ihn betreten hatte.

Es klopfte wieder. Mit einem Seufzen rief die blonde Patientin »Ja, bitte«, obwohl ihr weiterer Besuch lästig erschien. Nun stürmte eine Physiotherapeutin in den Raum, gut gelaunt, mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen. Das ganze Zimmer erhellte sich aufgrund ihrer eingebrachten guten Laune. »Da bin ich wieder, wie versprochen. Nun können wir endlich massieren.« Sprach's und machte sich gleich über ihre Patientin her. Diese begab sich bereitwillig in die geforderten Positionen. Lymphödeme wurden bearbeitet, die zurückgegangen und mit der Zeit tatsächlich besiegt worden waren. Ein winziger kleiner Triumph im Leben der Patientin über ihren Körper, der ansonsten machte, was er wollte. Ein winzig kleiner Lichtblick in einem Leben, das sich dem Sterben zuneigen sollte.

Dann endlich wurde es still und seltsam verhangen im Raum. Schweigsam lag die blonde Frau in ihrem Bett, hatte sich ein wenig zugedeckt und zog sich mehr und mehr zurück in ihre Einsamkeit. Auch das Telefon fiel in mitfühlendes Schweigen.

* * *

Ich selber erwachte wie aus einem Nebel. Schattengleich schien ich wieder zurückzugleiten aus jenem Spiegel, der mich in ein anderes Leben getropft hatte. Auf einmal nahm ich mich wieder wahr, fühlte meine Jeans und das T-Shirt, mit dem ich auf dem Krankenbett lag. Der Tropf war längst aufgebraucht. Niemand hatte sich um mich gekümmert. Es war später Nachmittag geworden, die Sonne blinzelte schräg in das Zimmer hinein. Eine Schwester betrat den Raum und bemerkte den noch verbundenen Zugang. Das Blut war ein wenig in den Zuführschlauch gelaufen und gab sich seltsam viskos, als die Schwester den Zugang wieder schloss. »Wann werde ich operiert?« fragte ich die Schwester. Sie wusste keine Antwort und ging davon. Ich setzte mich an den winzigen Tisch, der im Raum stand. Weitere zwei Stunden später kam eine Assistenzärztin zu mir. Ein schwerwiegender Notfall habe verhindert, dass ich operiert werden konnte, erzählte sie mir und entschuldigte sich zahlreich. Ich solle in vierzehn Tagen wieder herkommen, dann sei ich gleich als erste Patientin dran. Nun aber solle ich wieder nach Hause gehen. Damit verschwand sie spurlos, wie scheinbar jede andere, die im Raum gewesen war. Ich blieb allein zurück und fröstelte. Das zweite Bett war nach wie vor leer. Hatte ich nun einen Tag dieser blonden Patientin erlebt oder aber alles nur geträumt? War es mein eigener weiterer Werdegang meiner Krankheitsgeschichte, den ich aus fremder Ferne beobachtet hatte?

* * *

Plötzlich ergreift mich ein Schwindel und spült mich ruckartig zurück. Ich lehne auf dem Boden sitzend mit geschlossenen Augen gegen einen alten Apothekerschrank und spüre den angeschlagenen Handgriff in meinem Nacken. Meine Hände nehmen langsam die Kälte des Steinbodens wahr. Mit einem tiefen Atemzug öffne ich meine Augen und staune über die Gemeinsamkeit weit voneinander entfernter Dinge. Dass altes Holz doch immer wieder ähnlich riecht. Dieser Geruch führte mich

zu den alten Küchenschränken, die meine Eltern im Keller nutzen. Mein Großvater bewahrte schon seine Werkzeuge darin auf. Daneben gab es jede Menge Vorrat. Die Einmachgläser mit dem Obst des letzten Sommers standen in den Regalen, genau so, wie hier manche Exponate aufbewahrt wurden. Auch dort gab es einen alten Steinboden, der sich im Sommer so herrlich kalt unter meinen Füßen anfühlte. Meine Hände brachten mir diese kühle Erinnerung zurück und ich hätte mich gerne festgekrallt, um mir selber Halt zu schenken.

Schräg über mir steht das Exponat mit dem Krebsgeschwür. Mir scheint, dass es sich noch ein bisschen mehr an den Rand gedrängt hat, um mich besser beobachten zu können. Doch es lief nur eine Gruppe von Menschen auf der anderen Seite entlang, die ein wenig Bewegung verursachten. Manche Gläser klirren leise gegeneinander, als ob sie sich begrüßen wollen.

Jemand eilt plötzlich auf mich zu. »Ach, herrje, was ist denn mit Ihnen los? Geht es Ihnen nicht gut?« Ich versuche mich an einem Lächeln und schaue hoch. »Danke, es geht schon. Das ist nur mein Kreislauf. Ich stehe gleich wieder auf.«

Ich will nicht, dass es mir jemand ansieht. Ich möchte nur sitzen und noch einen Moment meinem eigenen Erleben nachhängen, bevor ich wieder rüber muss. Möchte das Krebsgeschwür noch einmal ansehen. Es scheint so gänzlich unberührt zu sein von mir und meiner Anwesenheit. Liegt einfach so da, gräulich-weiß in Formalin konserviert. Sein Wispern ist verklungen.

Mir graut. Ich weiß es ja. Tief in mir drinnen hockt auch etwas. Raumforderung nennt sich das Gespenst, das im Dunkeln hausiert und sich möglicherweise Orte sucht für diverse Koexistenzen. Plus oder minus, ja oder nein, es kann gut sein oder auch böse. Eine Raumforderung kann sich mit jeder Minute weiter verstreuen – oder auch nicht. Da sitzt etwas in mir. Im schlimmsten Fall sieht es ähnlich aus wie dieses Krebsgeschwür. Aber halt! Das böse Geschwür gehört zu einer alten Geschichte. Und jede Geschichte ist anders. Jede Frau hat die gleiche Chance. Denn jede Frau kann Krebs an den Eierstöcken entwickeln. Und jede

Frau kann das Glück haben, dass das Böse sie nicht betrifft. Oder dass der Krebs besiegt wird.

Wenn ich jetzt gehe, werde ich dem alten Geschwür da einen vernichtenden Blick zuwerfen. Ob das eine gute Idee war, so kurz vor der Operation in dieses Museum zu gehen? Immerhin hatte ich nun eine Vorstellung von dem, was ich ganz und gar nicht bei mir finden lassen wollte. Den Rest dieser Geschichte würde der nächste Tag ans Licht bringen. Denn alles Leben ist real, nicht wahr? Nur eine Zeit lang bleibt das, was im Körper wächst, reine Spekulation. Kein Fest ohne Eingemachtes! Wenn alles gut ginge, würde ich im Sommer mit meiner gesamten Familie auf der Terrasse meiner Eltern sitzen und die letzten Gläser vernichten.

Auf den Schaumkronen sitzen Metastasen

Beke Rienitz

Seit du im Krebsgang läufst
ist der Alltag nicht leichter geworden
denn was hilft das Nachvorneschauen
wenn man seitwärts geht?

Wir können nur in der Brandung
sitzen und hoffen
dass nach dieser Ebbe
keine Flut kommt.

Lauf

Gabi Röhr

Der Puls rast, der Schweiß rinnt ihren Rücken hinab. Der Zustand wie ein inneres Flimmern, ein Vibrieren, als würde das Adrenalin ungebremst, pausenlos durch ihre Adern schießen.

Sie läuft. Sie rennt. »Joggen« sagt man neudeutsch.

Am kommenden Sonntag wird wieder der alljährliche Traditions-Volks-Lauf stattfinden, an dem sie seit drei Jahren teilnimmt. Sechs Kilometer um das Berliner Olympiastadion herum mit Ziel im Stadion selbst. Die letzten 600 Meter auf der legendären blauen Tartanbahn, die einen trotz Erschöpfung fast schweben lässt.

Das Berliner Olympiastadion. Eine historische Stätte. Schlichtweg imposant, in jeder Hinsicht. Was fanden hier schon für beeindruckende Veranstaltungen statt: nicht nur große Sport-Events, Bundesliga-Spiele, Weltmeisterschaften, auch Open-Air-Konzerte und andere Großveranstaltungen.

Als sie ihre Krankheit damals überwunden hatte, nahm sie an dieser Gruppen-Therapie teil und wurde gefragt: »Was für konkrete Ziele hast du?«

Völlig ratlos saß sie vor einem leeren Stück Papier, während die anderen Therapie-Teilnehmerinnen um sie herum anfangen, wie wild zu schreiben.

Ihr wollte kein Ziel einfallen.

Gesund bleiben natürlich. Ihr Leben wieder auf die Reihe bekommen. Aber das war ja nichts »Konkretes«.

Der aufmerksamen Therapeutin fiel ihre Unentschlossenheit auf, und sie hockte sich neben sie.

»Dir fällt nichts ein?«, fragte sie leise, fast flüsternd, um die anderen nicht zu stören. »Gibt es nichts, was du schon immer einmal tun wolltest? Setz dir ein konkretes Ziel. Auch wenn es noch so unerreichbar erscheint.«

Wieder einmal, wie so oft in den Monaten davor, kamen ihr die Tränen und sie warf ihrer Therapeutin einen hilflosen Blick zu.

Natürlich wollte sie schon immer mal nach New York. Wie in dem Lied »Ich war noch niemals ...«

Aber wie sollte das denn gehen?! Zu teuer! Sparen, ja. Und dann irgendwann mal.

Was wollte sie sonst schon immer einmal tun? Es ratterte in ihrem Kopf.

Und plötzlich war es da!

Ja! Sie wollte schon immer Joggen können. Von Kindheit an war ihr bescheinigt worden, sie sei unsportlich. Dabei stimmte das gar nicht! Seit ein paar Monaten nahm sie einmal die Woche an einem Nordic Walking-Kurs teil. Da sollte mit etwas Übung doch auch Joggen drin sein!

Und dann einen Volkslauf mitmachen, der im Olympiastadion sein Ziel hat. Kein Marathon. Nur gut sechs Kilometer. Das war realistisch.

Also begann sie mit Trainieren. Erst Intervall-Training, Walken und Joggen im Wechsel, bis sie fit genug war, mehrere Kilometer am Stück zu rennen.

Noch drei Tage.

Sie trainiert. Ihre Füße laufen wie von selbst.

Hier geht es leicht bergauf. Wenn man die Straße mit dem Auto durchfährt, bemerkt man es gar nicht.

Jetzt macht sie kleinere Schritte und gerät nun doch etwas mehr außer Atem, als sie möchte. Sie verlangsamt ihr Schritintervall.

So geht es besser.

Ein Passant mit Rollator schlurft an ihr vorbei. Seine Einschränkung erinnert sie daran, wie dankbar sie sein darf, laufen zu können, rennen zu können!

Straßenlärm. Notarzt-Sirene von weitem. Häuserschluchten.

Slalom um Passanten. Sie nehmen sie nicht wahr. Als wäre sie unsichtbar. Immer wieder muss sie Haken um Fußgänger

schlagen, Kinderwagen ausweichen, beim Überqueren von Straßen höllisch aufpassen. Ein Hund kläfft. *Der* hat sie bemerkt. Sie wechselt die Straßenseite.

Atmen. Schultern lockern. Laufen. Kilometer für Kilometer. Warum trainiert sie nicht im Wald oder in einem Park? Weicher Boden, gute Luft, Ruhe.

Nein, sie will ihr Training den Originalbedingungen anpassen. Harter Asphalt. Ihre Laufschuhe wurden genau für diese Bedingungen hergestellt. Es läuft sich gut in diesen Schuhen. Lächelnd ruft sie sich wieder ihren Motivations-Tagtraum hervor: Seite an Seite mit diesem jungen, attraktiven Action-Schauspieler zu trainieren, der aus Rücksicht auf sie extra langsamer läuft, als er könnte, und sie die ganze Zeit mit Witzen aufheitert und flirtet. Sie lässt ihn wissen, dass sie vergeben ist und er entschuldigt sich lachend, fängt an, davonzulaufen. Grinsend legt sie einen Sprint ein, um ihn einzuholen. Nachher auf ihrem Sofa wird sie sich seinen letzten Film nochmal auf DVD angucken.

Es piekst ein bisschen im rechten Knie. Aber sie weiß, dass es gleich aufhört.

Wie gut das tut! Wenigstens drei Abende in der Woche den bösen inneren Schweinhund überwinden und raus! Und jedes Mal erschöpft, aber stolz und befreit nach Hause kommen.

Und plötzlich ist der langersehnte Tag da! Es ist wie im letzten Jahr: Zu Hunderten findet man sich am Olympiastadion ein, Läufer, Begleitpersonen und natürlich Streckenposten und Verpflegungshelfer.

Sie gibt sich zum Start, reiht sich im hinteren Drittel ein. Die Spitzenläufer sind ganz vorn, die gemütlichen Hobbyläufer weiter hinten.

Man wartet aufgeregt wie Verbündete, wirft sich verschwörerische und aufmunternde Blicke zu. Geschwister im Geiste. Manche tun cool und unbeeindruckt. Oder sind einfach nur konzentriert. Alle sind so unterschiedlich: einige sehen wie richtige Athleten aus, andere kein bisschen sportlich. Der da drüben

hat 'ne richtige Plauze! Das schafft der doch niemals bis ins Ziel! Bei der drahtigen Frau hinter ihm gibt es da weniger Zweifel.

Es prickelt unter der Haut. Dieses endlose Warten zehrt an den Nerven. Ein bisschen Tänzeln, ein bisschen Zappeln, Arme und Beine ausschütteln. Zurückhaltendes Wiegen der Hüfte zur lauten Popmusik, die aus den Boxen schallt.

Irgendwann ertönen dann diese typischen, dramatischen Töne, wie jedes Mal. Der Sprecher kündigt den bevorstehenden Start mit einem Countdown an. Dann endlich der langersehnte Startschuss! Die Menge setzt sich schwerfällig in Bewegung. Es staut sich ein bisschen vor dem Startportal, ist zu voll, um gleich lossprinten zu können.

Die Zeitmessung beginnt erst, wenn man Minuten später mit seinem Zeit-Chip den Startpunkt passiert.

Das Ergebnis ist der Läuferin nicht wichtig. Sie wird wie immer eher weiter hinten liegen. Wenngleich, doch: sie möchte ihre Zeit vom letzten Mal verbessern. Sie kämpft ganz allein gegen sich selbst.

Die Menge am Streckenrand jöhlt, und die Läuferin kommt sich vor wie eine Heldin oder ein Popstar. Fremde klatschen, rufen, feuern sie an, treiben sie vorwärts. »Super machst du das! Du schaffst das!«

Musik an jeder Ecke. Was für ein Volksfest! Ein Fest zu ihren Ehren. Sie steht im Mittelpunkt. Sie ist die Hauptperson.

Neben soundso vielen anderen Läufern.

Sie erinnert sich an ihren ersten Lauf. Wie sie im Ziel ankam und minutenlang vor Freude, Stolz, Ergriffenheit und Erlösung geheult hat.

Nun biegt sie dem Streckenverlauf folgend von der Straße ab, sieht den Eingang der Katakomben. Es geht durch unterirdische Gänge. Gleich wird sie im Stadion einlaufen. Ob die anderen Läufer ihre Aufregung teilen? Ein glückliches Lächeln schleicht sich auf ihr Gesicht. Die Geräuschkulisse nimmt sie kaum wahr. Sie spürt nur den weichen Boden unter ihren Füßen. Noch diese halbe Runde. Sie beschleunigt noch einmal, fliegt nahezu über

die blaue Tartanbahn. Da hinten im Gewimmel des Zielbereichs erkennt sie ihren Freund, der auf sie wartet. Er sieht sie, winkt, versucht sich durch die Menge von Wartenden und Ankommenden nach vorn durchzuschieben.

Er war immer an ihrer Seite, als es ihr schlecht ging, hat sich aufopfernd um sie gekümmert. Hat sie dann ohne zu murren trainieren lassen, obwohl er die Zeit lieber mit ihr verbracht hätte. Vielleicht wird sie ihn doch irgendwann überreden können, mit ihr gemeinsam zu laufen.

Die letzten Meter, dann lässt sie sich von seinen ausgebreiteten Armen auffangen.

»Du kannst stolz auf dich sein, kleine Siegerin«, flüstert er und drückt sie, schweißnass wie sie ist, liebevoll an sich.

»Ich bin es jedenfalls.«

Nicht fertig werden

Kerstin Imogen Vieth

Prolog

Die Herzschläge nicht zählen
Delphine tanzen lassen
Länder aufstöbern
Aus Worten Welten rufen
Horchen was Bach zu sagen hat
Tolstoi bewundern
Sich freuen
Trauern
Höher leben
Tiefer leben
Noch und noch

Nicht fertig werden
(Rose Ausländer)

Nicht fertig werden

Zu viele Wünsche für ein Leben?
Ist das ein zu hohes Maß?
Stimmt der Bezug nicht,
die Zeitspanne, um Träume leben zu können?

Oder ist es ein Trugschluss,
dass eine längere Spanne
mir mehr Zeit zur Erfüllung gibt?

Ist es Schönreden
einer schrecklichen Lebenssituation?
Wenn die Sehnsucht nach Mehr
die Träume und Wünsche mich fluten?

Es klingt wie ein Klischee.
Tausend Mal gesehen –
wie bei *Knocking on heaven's door*
Das Beste kommt zum Schluss, Club der roten Bänder –
Die Bucket List!

Ich will nicht ein Klischee nachleben,
des schwer Erkrankten,
der sich erst jetzt die Zeit gönnt.

Vielleicht, weil sie drängt,
weil das Maß schneller enden könnte.
Und das Leben bisher doch noch so voller Zukunft war.
Aber ist es nicht ehrlicher
mir einzugestehen, dass es so ist ...?

Träume sind zu schön,
um sie ungelebt zu lassen.
Und doch habe ich Angst
nach einer Checkliste zu leben.

Ein schrecklicher Gedanke –
Träume
einfach abzuarbeiten.

Doch:
Der jetzige Horizont
ist mir zu eng.

...

Die Welt scheint immer noch zu warten:
Auf mich!
Eins will ich:
Mutiger werden!

Den Schnee habe ich wieder unter den Skiern knirschen gehört.
Mich mit ungestümer Lebensfreude zu Karneval verkleidet,
getanzt, gesungen
das Kind in mir und meine Heimat gefeiert.
Lange war das in mir verschollen.

Auf der Förde gerudert, Stand Up Paddling gelernt.
Und erstmals mit Vierzig in den Mai getanzt –
in ekstatischem Rausch.

Den Jakobsweg gepilgert –
für Anfänger
in Schleswig-Holstein
vor meiner Haustür!
Jesu Heimat gesehen –
Galiläa ist so wunderschön!

Mit Schneeschuhen einen Gipfel bestiegen
Welch ein Sieg!
Und zwei Jahre später
Dort mit meinem Mann
unsere ungezeugten Kinder begraben.
Das Riedberghorn
unser Trauerort
unser Friedhof!

Sich freuen
Trauern
Höher leben
Tiefer leben
Noch und noch

Nie fertig werden

immer weiter
immer höher
dem Himmel entgegen!

Weil hier
nur das Vorletzte ist!
Und zum Schluss
Himmlische Hoffnung
auf mich
wartet

Aber bis dahin
wartet die Welt!
Deshalb:
Mehr Mut zu dem
was ich noch nie gewagt habe!

Die Andere

Elli Bunt

Da steht sie, die Andere. Ich seh sie zum ersten Mal, aber irgendwie kommt sie mir bekannt vor. Dabei ist das höchst unwahrscheinlich, denn ein verstohlener Blick in den Spiegel verrät mir: wir könnten nicht unterschiedlicher sein. Sie Modell Vamp, schulterlanges, schwarz glänzendes Haar, der Pony kurz geschnitten, die anderen Partien akkurat in eine Länge gebracht. Jedes Haar scheint genau da zu sitzen, wo es soll, wie in einem Werbespot. Ich Modell Mauerblümchen, von Natur aus aschgrau, die Haare stumpf und zottig, wie bei einer räudigen Katze, die sich an einigen Stellen das Fell ausgerissen hat. Am Anfang hab ich versucht, die übrigen Haare über die kahlen Stellen zu kämmen, aber schließlich eingeseh'n, Widerstand ist zwecklos. Seitdem trage ich Tücher und Mützen.

Es kribbelt in meinen Fingerspitzen, zu gern würd ich über diese schwarze glänzende Fläche streichen. Ob sie so samtweich ist, wie sie aussieht? Stattdessen zwingt mich, die andere nicht anzustarren und wasche mir ausgiebig die Hände. Haare waren für mich nie ein Thema, bis das mit der Sache anfing. Seitdem ist es wie ein Zwang, ich kann nicht anders, beobachte und studiere akribisch Frisuren. Egal in welcher Erscheinung, lang, kurz, in den unterschiedlichsten Farben, mal mehr, mal weniger in Szene gesetzt, wirken sie auf mich wie ein Symbol makelloser Weiblichkeit, das mich zur Frau zweiter Klasse degradiert. Dabei sind sie doch eigentlich nur ein Abfallprodukt, totes Gewebe, das sich langsam aus dem Körper schiebt. Früher hab ich mir nie Gedanken darum gemacht, wie ich aussehe. Mir war klar, ich würde kein Model werden, aber ich war weder entstellt noch hässlich, normal halt, und, vor allem, zufrieden mit mir. Die Sache vernebelt mein Hirn wie schleichendes Gift und fragt mich, wie sich Jan überhaupt in mich verlieben konnte.

»Wir sind verwandte Seelen, wenn wir nicht in den gleichen Kindergarten gegangen wären, hätte ich Dich trotzdem gefunden und mich in Dich verliebt.« Jan sagt das nicht nur, er glaubt wirklich daran. Ich bin mir da nicht so sicher. Er treibt regelmäßig Sport, kommt schnell mit Menschen ins Gespräch, fühlt sich in Gesellschaft wohl, ein echter Sympathieträger. Und er ist ein attraktiver Mann, Typ Henning Wehland. Wenn er einen Raum betritt, seh ich das an den interessierten Blicken der anderen Frauen, bevor sie sich mit hochgezogenen Brauen fragen, was ich an seiner Seite verloren hab. Trotzdem war es immer selbstverständlich für mich, dass Jan mich liebt, genau so wie ich bin. Zurückhaltend, zierlich, schlicht und pragmatisch gekleidet, kein Make-up, kein Chichi. Doch seit der Sache stelle ich alles in Frage.

»Was findest Du eigentlich schön an mir?«

»Die süßen Grübchen, wenn Du lächelst, die kleinen festen Brüste, Deinen Humor und Dein wundervolles Wesen,« antwortet Jan und fügt, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, hinzu, »ach, einfach alles.«

Das Leuchten in seinen Augen sagt mir, dass das stimmt, aber eine kleine ketzerische Stimme in meinem Kopf will keine Ruhe geben.

»Ja, schön und gut, aber was, wenn sich mein Körper durch die Sache verändert, wenn etwas entfernt werden muss oder ich die Haare verliere, was dann?«

In diesen Momenten nimmt Jan sanft meinen Kopf in seine Hände und schiebt sein Gesicht ganz nah an meins heran, bis sich unsere Nasen berühren. Früher durchliefen mich wohlige Schauer, aber heute fühlt es sich an, als würde mein Kopf in einem Schraubstock klemmen, wenn er das macht.

»Eva, ich liebe Dich, egal, wie Du aussiehst, Du bist einfach ein toller Mensch.«

Ich könnte explodieren, wenn ich das höre, aber schluck meine Wut runter, weil Jan mich eh nicht versteht. Obwohl ich schon so oft erklärt hab, dass das definitiv kein Kompliment ist! Klar,

bei der Sache geht's zuerst darum, zu überleben. Wenn Du dann Glück hast und die Behandlung anschlägt, stellst Du plötzlich Ansprüche.

Bitte, bitte, lieber Gott, mach, dass mir die Haare nicht ausfallen. Ich weiß gar nicht, wie oft ich diese Worte zum Himmel geschickt hab, aber scheinbar war die Leitung besetzt, denn es hat nicht geklappt. Darum steh ich jetzt hier und kann mich vom Anblick der Anderen nicht lösen. Gott, sie sieht so perfekt und gesund aus! Ihr Teint schimmert honiggelb, die Wangen rosig wie nach einem Spaziergang an der frischen Luft. Die pastellroten Lippen sind sanft geschwungen, glänzen wie Morgentau in der Sonne und scheinen zu flüstern »Na komm schon, koste mal.« In den schwarz und grau gerahmten blauen Augen könnte man versinken, wie in einem kalten, klaren Bergsee. Frech blitzt die andere mich an und über die pastelligen Lippen huscht ein Lächeln. Jede Wette, kein Mann kann dieser Frau widerstehen! Ich lächle schüchtern zurück. Bestimmt hat sie Mitleid mit mir, so blass wie ich aussehe. Mein Teint war schon auffallend hell, bevor die Sache anfang.

Ärzte fragten mich auch früher schon immer, ob ich an Anämie leide. Mein Vater pflegte zu witzeln: »Du musst halt öfter an die frische Luft gehen, dann bekommst Du Farbe«.

Erst eine liebe Bekannte lehrte mich meine vornehme Blässe, wie sie es nannte, zu schätzen.

»Meinst Du das ernst?« Ich konnte nicht glauben, dass jemand bewunderte, was mir jahrelang als Makel angedichtet wurde.

»Klar, in Japan laufen die doch sogar mit Sonnenschirmen rum, damit sie nicht braun werden. Helle Haut ist da ein Schönheitsideal.«

So hatte ich das noch gar nicht gesehn.

Doch hier neben der Anderen gibt es nur den Makel, und ich geb meinem Vater und den Ärzten recht, diese Blässe lässt mich krank aussehen. Farbe bekomm ich nur, wenn ich gestresst bin und im Mittelpunkt steh. Dann ziehen sich hässliche rote Flecken über Hals und Gesicht und ich seh aus, als ob ich jeden Mo-

ment in Ohnmacht falle. Das hat sich auch durch die Sache nicht verändert, sondern ist sogar noch schlimmer geworden. Seit mir die Haare büschelweise ausfallen, schäm ich mich, vor die Tür zu gehn. Jans Liebesbekundungen machen das Ganze nicht besser, auch wenn ich weiß, er meint es nur gut.

»Du weiß doch, in guten wie in schlechten Zeiten« sagt er dann. Aha, wenn mir die Haare ausfallen, muss er also die schlechten Zeiten bemü'h'n und sich anstrengen, mich zu lieben und attraktiv zu finden! Kein Wunder, dass im Bett nichts mehr läuft!

Vor der Sache hätte ich nie gedacht, dass ich so oberflächlich sein kann. Auf die inneren Werte kommt es an, das versuchen wir unseren Kindern beizubringen. Und nun steh ich hier und kann meinen Blick nicht von diesem Prachtweib wenden, wünsche mir, wir könnten den Körper tauschen, wie in diesen kitschigen amerikanischen Teeniefilmen. Sie hat in etwa meine Statur, doch versteht es eindeutig besser, ihre Vorzüge in Szene zu setzen.

Eine rote Bluse aus einem fließenden Stoff umschmeichelt Schultern und Hüfte. Der Ausschnitt läuft in zarten Wellen auf's Brustbein zu, wo eine schwarze Spitze hervorblitzt und den Blick des Betrachters verführerisch neckt. An den Handgelenken schlängeln sich spielerisch Schleifen, die die Ärmel sanft in Form halten.

Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, kann ich ihre Beine sehn. Sie schimmern goldbraun und werden hinten von einer schwarzen Naht verziert, die von den roten Lederpumps hinauf zum schwarzen Minirock läuft. Mit ihrem hoch erhobenen Kopf, dem verruchten Blick und den leicht geöffneten Lippen stotzt die Andere so vor Selbstbewusstsein und Leben, dass ich wegsehen muss, damit es mir das Herz nicht zerreißt.

»Ach, stell Dich nicht so an, sei froh, dass Du überhaupt noch lebst!«

Wie bitte? Ich glaub wohl, ich hab mich verhöhrt! Die Andere steht mit ihrem Gesicht ganz nah vorm Spiegel und zieht sich in aller Seelenruhe die Lippen nach, als ob nichts passiert wäre.

»Der Scheißkrebs hätte auch streuen können, dann hättest Du nicht nur die Haare, sondern auch die Brust verloren. Also hör endlich auf, Dich selbst zu bemitleiden und genieß Dein Leben.« Die andere schaut mich herausfordernd an, als ob sie eine Frage gestellt hätte und auf eine Antwort wartet. Als ich nichts sage, zuckt sie mit den Schultern, packt den Lippenstift in ihre Tasche und schlüpft durch die Tür.

Jetzt muss ich mich aber beeilen, Jan wartet bestimmt schon auf mich. Seit einiger Zeit treffen wir uns jede Woche zu einem romantischen Mittagessen beim Nobelitaliener. Wegen der Sache spielt er den Beschützer und lässt keine Gelegenheit aus, mir etwas Gutes zu tun.

»Mensch Eva, Du kannst echt froh sein, Jan an Deiner Seite zu haben« wird meine Schwester nicht müde zu betonen. Auch meine Freundinnen finden Jans Bemühungen »unglaublich rührend und süß.« Es sind ja auch wirklich schöne Treffen, die wir da haben.

»Sei mal froh, von so viel Aufmerksamkeit träume ich nur.« Ja danke, Schwesterherz, aber ich komme mir neben Jans heldenhafter Fürsorge zerbrechlich wie ein rohes Ei vor, das man vor der Welt schützen und in Watte packen muss. Aber damit ist jetzt Schluss! Ich denk an die Andere, schließ kurz die Augen, atme tief durch und schreite mit leicht wiegenden Hüften auf Jan zu, der gerade die Karte studiert. Als ich den Tisch erreiche, schaut er auf und hebt eine Augenbraue, als wollte er fragen »Was kann ich für Sie tun?«, dann huscht ein erstauntes Lächeln über sein Gesicht. Hab ich also die richtige Wahl getroffen. Er steht auf und kommt einen Schritt auf mich zu. Dann nimmt er sanft meine rechte Hand und haucht einen Kuss aufs Handgelenk. Mmh, wenn er das macht, jagen wohlige Schauer über meinen Körper. Ich streiche mit meiner linken Hand sanft über seine Wange, und bevor er etwas sagen kann, lege ich ihm einen Finger auf die Lippen. Ein »Wow« kann er sich dann doch nicht verkneifen, als wir Platz nehmen. Schon kommt Luigi, der nette Kellner, um uns jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

»Buena tarde« sagt er mit einem breiten Lächeln und deutet eine Verbeugung an, bevor er auch mir eine Karte reicht. »Das Gleiche wie immer?«

»Ja, das Gleiche wie immer«, kommt Jan mir zuvor.

»Dann also eine große Flasche stilles Wasser, ein alkoholfreies Bier für den Herrn und eine Orangina für die Signorina«, vergewissert sich Luigi in gewohnter Manier. Kurz hab ich das Bild der Anderen vor Augen, wie sie lässig den Kopf in den Nacken wirft, lacht und den Zeigefinger hebt, wie um Einspruch einzulegen.

»Nein, Luigi, heute nicht. Bitte eine große Flasche stilles Wasser und zwei Gläser Merlot!« Luigi schaut mit hochgezogenen Augenbrauen erst mich, dann Jan an. Als der zustimmend nickt, kann Luigi sich ein verschmitztes Lächeln nicht verkneifen. »Sehr wohl, Signorina.«

Ich beuge mich zu Jan herüber. Der kommt aus dem Staunen gar nicht mehr heraus, als ich ihm ins Ohr flüstere. »Das ist nicht die einzige Überraschung, die ich heute für Dich hab.«

Später im Hotel, als wir uns nackt auf dem großzügigen Bett räkeln, streicht Jan sanft über meinen Nacken und haucht einen Kuss auf meine Schulter.

»Das war schön« flüstert er mit belegter Stimme, »aber anders.«

»Ist das gut?« Ich drehe mich auf die Seite, damit ich ihm in die Augen schauen kann.

»Weiß nicht, sag Du es mir. Vorhin im Restaurant hab ich Dich beinah nicht erkannt.«

»Naja, es ist in erster Linie ein Experiment.« Als ich seinen skeptischen Blick sehe, füge ich hinzu: »Und wenn es uns beiden gefällt, noch dazu ein gelungenes.«

Jan schmunzelt.

»Aha, dann bin ich also Dein Versuchskaninchen.«

»Sowas in der Art. Aber eigentlich wollte ich einfach mal ausprobieren, wie es sich anfühlt. Du weißt doch, wie hässlich und mies ich mich seit der Sache fühle.«

Jan seufzt und verdreht die Augen. Das macht er immer, wenn er zu einer seiner Moralpredigten ansetzt, aber darauf hab ich jetzt gar keine Lust. Bevor er etwas sagen kann, drück ich ihm einen Kuss auf die Lippen.

»Also, hat es Dir gefallen?«

Er nimmt meinen Kopf zwischen seine Hände, sodass ich ihm in die Augen schauen muss. Ein wohliger Schauer durchläuft mich.

»Ja, es hat mir gefallen. Aber Du darfst nicht denken, dass Du das für mich tun sollst, hörst Du?«

Ich löse mich zärtlich von ihm, rutsche ans Bettende und strecke ihm die Zunge raus.

»Ätsch und deswegen mach ich es auch nur für mich.«

Jan schüttelt ungläubig den Kopf und wirft ein Kissen nach mir. »Ich wusste gar nicht, dass Du so ein kleines Biest sein kannst.« Quiekend flüchte ich ins Bad und werfe ihm noch schnell eine Kusshand zu, bevor ich die Tür hinter mir schließe. Im Augenwinkel sehe ich, wie er sich rückwärts in die Laken fallen lässt und anfängt zu lachen.

Ich atme tief durch und halte mein Gesicht ganz nah an den Spiegel heran, damit ich jedes Detail mit den Blicken aufsaugen kann. Jan hat recht, ich bin heute anders. Der honiggelbe Teint. Die pastellroten Lippen. Die verruchten Augen. Ich gebe dem Kribbeln in meinen Fingerspitzen nach und lasse sie über die samtweichen schwarzen Haare streichen, bevor ich die Perücke vorsichtig absetze und breit grinse.

Ja, wir werden uns jetzt öfter sehn, die Andere und ich.

Der Freundschaftsdienst

Mirjam Phillips

Schon vom Küchenfenster aus hatte ich den Fahrer des kleinen schwarzen Lieferwagens bemerkt, der ziemlich ungeschickt vor meinem Haus geparkt hatte. Das weiße Logo mit der Aufschrift »Transitoptimierte Dekomposition« hatte ich noch nie zuvor gesehen, aber diese Transportunternehmen schossen ja heutzutage wie Pilze aus dem Boden. Ein Herr in dunkelgrauer Uniform und Schirmmütze stieg aus und eilte mit einem Pappumschlag auf meine Haustür zu. Ich schaffte es gerade noch, den heißen Apfelkuchen aus dem Backofen zu holen, da klingelte er schon. Irgendein lieber Mensch hatte offensichtlich an meinen Geburtstag gedacht und wollte mir ein Geschenk zukommen lassen. Freudig öffnete ich die Tür. Der Bote lächelte freundlich zurück. T.O.D. stand in fetten Lettern auf seiner Schirmmütze.

»Mein Gott, was für eine makabre Abkürzung!« entfuhr es mir.

Der Bote sah mich verwirrt an. »Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Na, Sie kürzen Ihren Firmennamen mit T.O.D. ab. Das ergibt doch ›Tod‹.« erklärte ich ihm. »Ist das noch keinem aufgefallen?«

»Doch!« sagte er nur und reichte mir seine Visitenkarte.

Zufriedene Kunden in den letzten Stunden.

Hein Mortensen

Spezialist für würdevolles Ableben, frohes Heimgehen und sanftes Entschlafen.

»Sie haben ja sogar eine Homepage«, stellte ich erstaunt fest.

»Selbstverständlich. Auch wir müssen mit der Zeit gehen. Außerdem möchten die Menschen gerne wissen, was sie erwartet.«

»Und wem verdanke ich diesen kleinen Scherz?« fragte ich ungerührt. »Meinem Schwager? Dem würde ich das glatt ...«

»Ich versichere Ihnen, dass ich für solche Streiche nichts übrig habe«, unterbrach er mich mit ernster Miene.

Warum war es draußen so still? Langsam begriff ich, wer da vor mir stand.

»Sie sind der Tod?« fragte ich ungläubig. Der Bote nickte stumm. Ich band mir die Schürze ab.

»Du lieber Gott! Der alte Herr Schulze? Moment! Ich hole eben den Schlüssel. Den hat er mir für alle Fälle ...«

Als ich zurückkam, hielt mir Hein Mortensen den großen weißen Pappumschlag entgegen.

»Wenn Sie hier bitte bestätigen wollen ...« Er zeigte auf die Linie unten auf einem Formular und bot mir seinen Kugelschreiber an.

Ich musterte ihn unauffällig: ein attraktiver Mann in meinem Alter, den ein angenehmer Hauch von Rasierwasser umgab.

»Was für wunderschöne blaue Augen«, dachte ich, aber dann fiel mir wieder ein, worum er mich gebeten hatte.

»Hören Sie, ich kann nichts unterschreiben, was ich nicht vorher gelesen habe.«

»Das können Sie gerne tun. Es handelt sich nur um einen Satz.« Herr Mortensen reichte mir sofort das Formular.

»Hiermit erkläre ich, Carola Wiechmann«, – mein Name war schon eingesetzt worden – »mich damit einverstanden, dass mein Leben am heutigen Tag enden wird«, stand dort. Die lange Linie unten auf dem Blatt sollte mit Ort, Datum und Unterschrift versehen werden.

Das hatte ich nicht kommen sehen. Ich hielt mich am Türpfosten fest.

»Herr ... äh ...?«

»Mortensen.«

Ich brauchte mehr Zeit zum Überlegen und riss mich zusammen.

»Kommen Sie doch rein, Herr Mortensen!« Ich trat zur Seite und machte eine einladende Geste. »Eine Tasse Kaffee ist ja wohl noch drin.«

Hein Mortensens Augen hellten sich auf. »Oh, das ist aber nett von Ihnen. Ich glaube nicht, dass mich überhaupt schon mal jemand ...«

Er nahm seine Mütze ab und setzte sich an den Esstisch.

»Heute ist mein Geburtstag, und es gibt frisch gebackenen Apfelkuchen«, sagte ich und servierte ihm ein großes, warmes Stück. Hein Mortensen schloss die Augen und sog den Duft ein.

Noch bevor der Kaffee fertig war, hatte er sein Kuchenstück verschlungen. Ich servierte ihm ein zweites und stellte ihm die dampfende Tasse vor die Nase. Er schnupperte mal am frisch gemahlenen Bohnenkaffee, mal am Apfelkuchen und verdrehte bei jedem weiteren Bissen verzückt die Augen.

»Himmlisch!« sagte er schließlich und versucht, die Krümel auf seinem Teller aufzugabeln.

Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, goss mir einen Kaffee ein und nahm mir auch ein Stück. Verstohlen warf ich einen Blick auf die Visitenkarte: »www.mort&ewigkeit.him«.

»Him?« dachte ich laut.

Hein Mortensen sah mich überrascht an. »Für Himmelreich.«

»Na, wenigstens fünf Sterne«, meinte ich mit vollem Mund. »Wollen Sie mir nicht endlich sagen, warum Sie wirklich hier sind?«

Der Tod nahm eine aufrechte Körperhaltung ein, faltete die Hände und seufzte angestrengt, wie jemand, der eine simple Sache zum fünften Mal erklären muss.

»Glauben Sie mir, meine Aufträge kommen von ganz oben. Und ich fahre immer zu der Person, deren Namen und Adresse auf dem Formular stehen. Sie sind doch Frau Carola Wiechmann oder?«

»Ja.« Meine Stimme klang heiserer als sonst. Ich fing an, in meinem Kuchen herumzustochern.

Hein Mortensen räusperte sich. »Also, ich bin davon ausgegangen, dass Ihr Arzt ... Wissen Sie etwa noch gar nicht ...«

»Wieso?« fiel ich ihm ins Wort. »Letztes Mal standen Sie doch auch nicht gleich vor der Tür.«

»... dass der Krebs wieder da ist?« fragte Mortensen bedrückt.

Ich klimperte energisch mit meinem Teelöffel in meiner Tasse herum, obwohl der Würfelzucker noch in der Küche stand.

»Eierstockkrebs«, platzte es aus mir heraus. »Und das war's jetzt? Einfach so?«

Wir schauten uns eine Weile schweigend an. Dann atmete ich tief ein und laut aus. Die Übungen aus der Geburtsvorbereitung. Mein Gott, wie lange war das her?

Unwillkürlich berührte ich die beiden Eheringe an meiner rechten Hand.

»Und was erwarten Sie jetzt von mir?« fragte ich forscher als beabsichtigt.

Der Tod verschluckte sich beim Kaffeetrinken und fing an zu husten. Ich stand auf und klopfte ihm auf den Rücken.

»Na, nicht so hastig! Nicht, dass Sie mir hier ersticken und das Himmelreich noch Verstärkung schicken muss!« Ich setzte mich ans andere Tischende und schaute mir meinen Besucher genauer an. »Ehrlich gesagt hatte ich ein ganz anderes Bild von Ihnen im Kopf«.

»Ach ja?« Er klang neugierig.

»Ja, ich dachte immer, der Tod wäre ein alter, weiser, gnädiger Freund, der mich am Ende eines langen, erfüllten Lebens liebevoll hinausgeleitet, wenn es zu beschwerlich wird. Stattdessen tauchen Sie einfach an meinem Geburtstag auf, um mir meine Feier kaputt zu machen.«

»Das ist in der Tat sehr bedauerlich«, sagte Mortensen.

»Aber das lässt sich leider nicht ...«

»Als ob Sie kein Mitspracherecht hätten! Sie halten mich wohl für blöd. Und feige sind Sie auch noch, Herr Mortensen!« So langsam verlor ich die Beherrschung. »Sie überrumpeln mich in meinem eigenen Zuhause wie ein Versicherungsvertreter und tun so, als wäre das Lebensende nichts weiter als eine Formalität. Ganz schön schäbig!«

»Liebe Frau ... äh ...«

»Wiechmann!« schrie ich.

»Liebe Frau Wiechmann, wenn ich Sie in irgendeiner Form ...«

»Ach, halten Sie doch den Mund! Sie besitzen doch so wenig Einfühlungsvermögen wie mein Kühlschrank hier. Sie kommen hierher, um mich aus dem Leben zu reißen, und dazu wollen Sie auch noch meine Zustimmung?« Ich sprang vor Wut auf. »Das ist doch krank! Krank ist das!«

Ich zerriss das Formular in kleine Fetzen. »Nur über meine Leiche!«

»Naja, das hätte ich nicht so drastisch ...«

Ich fing an, die Papierfetzen in meinen Mund zu stecken und herunterzuschlucken.

»Frau Wiechmann!« rief Mortensen fassungslos. »Das war ein offizielles Dokument!«

»Na, da müssen Sie wohl ein neues drucken, Sie herzloser Schnösel! Schämen Sie sich denn gar nicht?«

Hein Mortensen rutschte auf seinem Stuhl hin und her und fühlte sich offensichtlich unwohl in seiner Haut.

»Es tut mir leid, wenn ...«

»Ich hab null Bock darauf, auf irgendeiner Wolke Harfe zu spielen, egal wie toll Sie das auf Ihrer Homepage anpreisen. Nicht mit mir! Nein! No! Njet! Oder was auch immer man da spricht, wo Sie herkommen. Suchen Sie sich eine andere für Ihre Unterschriftensammlung!«

Hein Mortensen seufzte.

»Frau Wiechmann, wollen Sie das wirklich alles noch einmal mitmachen? Ich möchte Ihnen doch nur das Schlimmste ersparen.«

»Sie wollen mir etwas ersparen? Was denn?« schrie ich.

»Das Kinderlachen? Den Sonnenaufgang? Das Vogelzwitschern? So einfach kriegen Sie mich nicht dazu, das Handtuch zu werfen!«

»Was für ein Handtuch?« fragte Hein Mortensen, benetzte seinen rechten Zeigefinger mit der Zunge und fischte nach den letzten Kuchenkrümeln auf seinem Teller.

Verärgert stampfte ich ins Wohnzimmer und zog ein Fotoalbum aus dem Regal.

»Herr Mortensen, für mich ist das Leben noch nicht zu Ende, egal, was kommt!«

Ich zeigte auf meine Kinder und meine Enkeltochter.

»Die liebe ich und für die möchte ich da sein. Ist das denn so schwer zu verstehen?«

»Nein«, murmelte der Tod leise.

»Haben Sie überhaupt Kinder? Ich meine, so als Tod, ... schließt sich das nicht automatisch aus?« wollte ich wissen.

Ich griff nach einem Reiseführer. »Gucken Sie mal! La Muerte! In Mexiko ist der Tod eine Frau. Vielleicht könnte die sich besser in mich hineinversetzen.«

»Frau Wiechmann, ich kann Sie sehr gut verstehen«, versicherte Hein Mortensen mir. »Auch wenn ich keine eigenen Kinder habe. Ich spiegele doch die Weltbevölkerung wider ... halb männlich, halb weiblich ...«

»Ach, Sie sind gar kein Mann?«

»Das Geschlecht wird völlig überbewertet. Ich bin immer das, wonach die Menschen sich am Ende ihres Lebens sehnen ...«

»Ich habe aber keine Sehnsucht nach Ihnen!« unterbrach ich ihn. »Begreifen Sie das doch endlich!«

»Frau Wiechmann, ich komme als Freund.«

»Sie benehmen sich aber nicht so!« schimpfte ich. »Ich genieße das Leben. Liebe Menschen ... Sonne, Farben, Düfte, Musik ...«

Ich schaltete meinen CD-Player an. *Viva la vida*. Beim Refrain sang ich laut mit.

Hein Mortensen lehnte sich an den Türrahmen und sah mir ratlos zu.

»Waren Sie schon mal auf einem Konzert?« fragte ich ihn.

»Meine Tätigkeit führt mich überall hin, selbstverständlich auch auf Konzerte.«

»Das meine ich nicht. Einfach so zum Spaß, Herr Mortensen, falls das Wort ›Spaß‹ überhaupt in Ihrem Wortschatz vorkommt.

Haben Sie schon mal mit Ihrer Lieblingsband und Tausenden von anderen Menschen getanzt und gefeiert?»

Der Tod überlegte kurz und schüttelte nachdenklich den Kopf. »Lieblingsband? Nein, mein Job ist ...«

»Und genau das ist ihr Problem«, erklärte ich ihm. »Sie arbeiten zu viel und haben den Kontakt zu Ihrer Sinnlichkeit verloren. Lachen, weinen, lieben. Haben Sie überhaupt schon mal gelebt, Herr Mortensen, oder waren Sie schon immer ... tot?«

»Also, ich muss gestehen, dass ...«

»Herr Mortensen, wir beide machen jetzt mal ein kleines Experiment.«

Ich schob ein paar Möbelstücke beiseite und wechselte die CD. Mit Rock- und Popmusik hatte ich ihn vielleicht überfordert. Walzerklänge erfüllten nun das Wohnzimmer.

»Kommen Sie, wir tanzen zusammen einen Walzer, damit Sie die Musik endlich einmal in Ihrem Körper spüren!« Anfangs hob er noch protestierend die Hände, aber dann ließ er sich auf die Herausforderung ein. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, bewegten wir uns im Dreivierteltakt. Hein Mortensen lernte erstaunlich schnell. Bald drehten wir uns wie ein eingespieltes Paar.

»Mensch, Hein, mit dir kann man ja doch Spaß haben!« rief ich begeistert.

Er lachte und wirbelte mich wieder durch das Wohnzimmer.

Als die Musik zu Ende war, schnappten wir glücklich nach Luft und ließen uns auf das Sofa fallen. Hein Mortensen sah mich liebevoll an und lächelte.

»Danke. Ich hatte keine Ahnung, dass Tanzen so ... erfrischend sein kann. Das war ganz wunderbar!« meinte er schließlich und drückte meine Hand.

»Ja.« sagte ich und lehnte meinen Kopf an seine Schulter.

»Meine liebe tapfere Carola.« Er zog mich an sich und streichelte mir zärtlich über das Haar. »Ich will nicht, dass du leidest.«

»Das ist also dein Freundschaftsdienst?« fragte ich nachdenklich.

Hein nickte und nahm mein Gesicht behutsam in seine Hände. »Kann es nicht auch weise und gnädig sein, früher abgeholt zu werden?«

»Doch«, gab ich leise zu. »Aber ein bisschen mehr Freude solltest du mir noch lassen.« Hein wirkte unschlüssig.

Ich holte seine Visitenkarte aus meiner Hosentasche.

»Für unseren letzten Walzer melde ich mich bei dir, Hein. Einverstanden?«

Ich verlor mich in seinen himmelblauen Augen. Dann küsste er mich sanft auf die Stirn, und ich schlief in seinen Armen ein.

Jemand klingelte an der Haustür Sturm. Im nächsten Moment wurde aufgeschlossen und ein riesiger bunter Blumenstrauß rannte auf mich zu.

»Hattest du schon Besuch, Oma?« fragte meine Enkelin mit Blick auf die benutzten Kaffeetassen.

»Ja, von meinem neuen Tanzpartner«, sagte ich lächelnd.

»Aber der kommt irgendwann anders wieder.«

Das Mutterschaf

Ulrike Engels-Koran

Schwester Marion setzte ihr Kürzel unter die letzten Einträge der Patientendokumentation und klappte die dicke Mappe zu. Mein Name prangte in großen Lettern auf der Vorderseite. Das Wichtigste, die Diagnose Ovarialkarzinom, blieb aus Diskretionsgründen im Inneren der Akte verborgen, doch immer, wenn ich das Schriftstück zu Gesicht bekam, leuchtete dieses eine Wort, unauslöschbar, durch die dicke Pappe des Deckblattes hindurch.

Buchstabe für Buchstabe. Fünfzehn Zeugen meiner persönlichen Katastrophe. Jeder einzelne von ihnen ein Untergang.

Seit einigen Tagen befand ich mich auf der onkologischen Station der Universitätsklinik. Nicht nur die Ärzte hatten ein Schriftstück über mich und den Krankheitsverlauf angelegt. In meinem Kopf hatte ich dasselbe getan.

Vorher: 66-jährige lebenslustige Frau, leicht übergewichtig und bewegungsfaul, absoluter Familienmensch, verheiratet mit Karsten, 69 Jahre, zwei Kinder, Juliana, 34 Jahre, und Söhnke, 29 Jahre.

Nachher: 66-jährige depressive Frau, mutlos, leer geweint. Liegt teilnahmslos im Bett. Sogar wenn ihr Mann und ihre Kinder sie besuchen kommen, versteckt sie sich hinter einer Wand aus Erschöpfung und Müdigkeit.

Schwester Marion durchquerte das Zimmer, öffnete beide Fensterflügel. Leises Glockengebimmel ertönte von draußen.

»Das ist die Schafherde, die jetzt im Februar die Wiese rund um das Krankenhaus abweidet«, sagte sie mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Manchmal werden sogar die Osterlämmer hier geboren.«

Ich drehte den Kopf zur Seite. »Machen Sie das Fenster zu!« sagte ich und zog die Decke hoch. »Es zieht!«

Wenn du auf dem OP-Tisch wie ein erlegtes Tier ausgeweidet wirst, wenn alle Farben um dich herum verschwinden und deine

Gedanken stumpfe, abgenutzte Kreise ziehen, wenn dein Leben keinerlei Richtung und Ziel mehr hat, dann bist du auf der entgegengesetzten Seite der Schäferidylle angelangt.

Ich jedenfalls konnte keine Energie aufbringen für den guten Hirten, der sich um seine Herde kümmerte. Und die Vorstellung von ungeborenen Lämmchen, die sanft in den wollenen Körpern ihrer Mütter schaukelten, bereitete mir auf der Stelle Übelkeit.

Schnelle, trippelnde Schritte auf den Fliesen des Stationsflures weckten mich auf. Die Tür öffnete sich. Durch den schmalen Spalt drückte sich ein rundliches Schaf und blieb mitten im meinem Zimmer stehen.

Verblüfft starrte ich es an. Mein erster Impuls war, nach Schwester Marion zu klingeln, aber etwas an dem Tier hielt mich davon ab. Es war der Gesichtsausdruck, die Art und Weise, wie es mich anschaute.

In diesem Februar war nach einigen milden Wochen überraschend der Winter zurückgekommen. Aus einem Kragen verklumpter Schneeflocken ragte, nackt und ungeschützt, das durchscheinende Gesicht des Schafs heraus. »Gehören die Tiere bei solchem Wetter nicht in einen warmen Stall?« fragte ich mich.

Doch dann begegneten sich unsere Augen. Mein Mitgefühl verschwand so schnell wie die weißen Flocken, die sich auch auf die rosige Haut der Nasenspitze verirrt hatten. Klar und fest war der Blick dieses Schafes, unbeirrt hielt es meinem Blick stand. Zum ersten Mal seit meiner Krebsdiagnose fühlte ich mich – ausgerechnet durch die Augen dieses Tieres – wieder als Mensch wahrgenommen. Und nicht als kranke Frau mit einer tickenden Zeitbombe im Bauch.

»Wer bist du?«, flüsterte ich.

Nur ganz wenig hob das Schaf seinen Kopf, als es antwortete: »Das weißt du doch ganz genau.«

Ich nickte.

Das vergangene Weihnachtsfest. Ein paar Tage vorher hatte ich die Diagnose erfahren, aber ich redete mit niemandem darüber. Ich wollte ein Fest ohne Tränen und Dramatik. Vor allem

aber wollte ich selbst für ein paar Tage der klebrigen Gedankenwelt entfliehen, die ich nicht mehr loswurde, seitdem ich zum ersten Mal das Wort – Eierstockkrebs – vernommen hatte.

Von meinem Mann und unseren beiden Kindern hatte ich zu Weihnachten einen Urlaubsgutschein bekommen. Sorgfältig hatten sie ihn in eine Karte gelegt.

Genau dieses Papier kam mir jetzt in den Sinn.

Auf der Vorderseite der Karte war ein schneebedecktes, reizendes Schäfchen abgebildet. »Schaf mit Schneemütze« hatte der Fotograf sein Bild genannt.

Handschriftlich hatten die Kinder »Für unser Mutterschaf« daruntergeschrieben.

Am Abend hatte ich den Gutschein zerrissen. Wegfahren kam jetzt und möglicherweise nie mehr in Frage. Aber das Foto mit der schönen Widmung war mein wertvollstes Weihnachtsgeschenk gewesen. Ich hatte es mit ins Krankenhaus genommen und dicht neben mir in die Schublade meiner Konsole gelegt.

Und jetzt befand sich ein Schaf, welches dem auf der Karte ziemlich ähnlich sah, hier bei mir im Zimmer?

Verwirrt schob ich mich auf der Matratze ein wenig nach oben. Dieses Vieh sollte von hier verschwinden. Und zwar sofort!

»Was soll das?«, fragte ich barsch. »Was hast du hier zu suchen?«

Das Tier zeigte sich unbeeindruckt. Die abstehenden Ohren, die mich an seitliche Richtungsanzeiger sehr alter Automobile aus meiner Kindheit erinnerten, zuckten kurz, als es sagte: »Was für eine Sorte Schaf bist du?« Gereizt starrte ich es an.

»Aha! Du hast dir noch nie darüber Gedanken gemacht?«

Wieder kam mir die Weihnachtskarte in den Sinn und zu meiner Überraschung merkte ich, wie der Ärger verflog und einem neuen Gefühl Platz machte. Ich war so stolz über die liebevollen Worte gewesen. Und jetzt gab es eine Gelegenheit, dies einmal kundzutun.

»Doch«, sprudelte es aus mir heraus. »Ich bin mit Leib und Seele Mutterschaf!« Da lachte das rundliche Wollknäuel unter kleinen »Mäh-mäh«-Rufen munter auf.

»Vergiss das Mutterschaf«, sagte es schließlich, »das bringt dich jetzt nicht weiter. Überlege lieber, welche Schafqualitäten in dir stecken.«

»Natürlich keine!«, wollte ich erwidern. Doch ich schwieg.

»Dann will ich dir mal auf die Sprünge helfen«, sagte es und dabei hob es den Kopf wieder an. »*Ovis Aries*, das Hausschaf. Unsere Gemeinschaft ist sehr, sehr alt und die Prägungen sind vielfältiger, als du dir vorstellen kannst.« Aufmerksam betrachtete es mein Äußeres. »Ich könnte mir vorstellen, dass du Ähnlichkeiten mit den witterungsresistenten Fuchsschafen hast, die mit den schönen Rot- und Brauntönen in der Wolle. Oder hast du Heidschnuckenblut in dir? Man sieht es ihnen nicht an, es sind zähe Futterverwerter. Eventuell kommt auch das alte Leineschaf in Frage, ein echter Allrounder in punkto Genügsamkeit.«

Beim Reden war das wollige Tierchen so richtig in Fahrt gekommen.

»Mir fällt noch das Bentheimer Moorschaf ein, das mit den moderhinkefesten Klauen.«

Es sah meinen skeptischen Blick. »Na ja«, sagte es, »vielleicht passen doch die Rhönschafe besser zu dir. Oder die Skudden, das Rauhwollige Pommersche ...«

»Halt!« rief ich, »das reicht!« Den Ausführungen des Schäfchens hatte ich tatsächlich mit Interesse zugehört. Mehr noch, in mir hatte sich ein Räderwerk in Bewegung gesetzt.

»Ich habe eine andere Idee.«

Bei meiner tierischen Zimmergenossin zuckten wieder die Ohren. Außerdem schien es zu lächeln, auch wenn sich der Mund des Tieres kein bisschen bewegt hatte.

Ich holte tief Luft. Wollte ich es wirklich aussprechen?

»In den vielen Jahren, die ich hier am Niederrhein lebe, bin ich bestimmt schon ein Deichschaf geworden ...«

»Niederschlagserprobt und windfest«, murmelte die Expertin.

»... aber eigentlich komme ich aus Bayern.«

»Oha, da tippe ich auf ein Berg- oder Waldschaf!«

»Bergschaf!« sagte ich spontan. »Ist das was Besonderes?«

Mein Gegenüber nickte mir ernst zu. »Sogar etwas ganz Besonderes. Mit jeder Art von Gebirge kommt ein Stein- oder Bergschaf zurecht, sogar auf rutschigen Felsen und Geröll findet es Halt. In den schwindelerregendsten Höhen vollführt es noch Bocksprünge. Und dank seiner dichten Unterwolle machen ihm Kälte, Schnee oder Regen fast gar nichts aus. Aber«, es neigte seinen Kopf zur Seite, »du musst wissen, jedes Schaf ist etwas Besonderes. Jedes hat ganz bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten. Das eine ist zäh und ausdauernd, ein anderes hat einen unverwüstlichen Magen, das nächste steckt neugierig seine Nase überall hinein. Und dann gibt es auch solche, die von allem etwas in sich haben.«

»Meine Liebe«, sprach es weiter, »auch in dir stecken ungeahnte Fähigkeiten. Spätestens jetzt ist die Zeit gekommen, sich deiner Ressourcen bewusst zu werden. Du bist nicht schutzlos den Ängsten ausgeliefert. Im Gegenteil, du hast den Widrigkeiten des Lebens etwas entgegenzusetzen.«

Heftig hob und senkte sich meine Brust. Endlich sprach jemand aus, wonach ich mich sehnte. Doch gleichzeitig lösten die tröstenden Worte des Schafes eine neue Gedankenlawine in mir aus.

»Und wenn das nicht reicht?«, flüsterte ich.

Mit einem kleinen Ruck setzte das Schaf sich in Bewegung, ganz nah kam es an mein Bett heran. Ich konnte einen weichen Flaum, winzige Härchen auf der Nasenspitze und an der Kinnpartie erkennen.

Vor Erschöpfung schloss ich die Augen.

»Der Weg ist das Ziel, das weißt du doch selbst«, hörte ich es leise sagen. »Nicht die Anzahl der Tage und Jahre sind die Messlatte, sondern die Art und Weise, wie du sie verbringst. Deine Gefühle verleihen dir auf diesem Pfad Lebendigkeit. Sie sind der Pool, die Tankstelle, die dich mit Treibstoff versorgt.«

Jetzt riss ich die Augen wieder auf. »Welche Gefühle?«

»Alle selbstverständlich! Und dann gibt es auch noch die Herde. Vergiss das nicht: Du bist keine Einzelgängerin, sondern ein Gemeinschaftswesen.«

Tief atmete ich ein. Zu meiner Überraschung verspürte ich, wie sich erste, zarte Anklänge von Humor wieder in mir ausbreiteten.

»Mit einer Einschätzung liegst du jedoch völlig falsch.«

»Tatsächlich?« Verdutzt schaute es mich an.

Ich nickte und ganz kurz hatte ich Juliane und Söhnke vor Augen. »Wenn du glaubst, dass sich das Mutterdasein so leicht über den Haufen werfen lässt, dann hast du dich gründlich getäuscht. Du und ich, wir wissen es doch ganz genau: Einmal Mutterschaf – immer Mutterschaf!«

Ich konnte es nicht sehen, weil ich die Augen wieder geschlossen hatte, aber ich wusste, dass das Schaf jetzt wirklich lächelte.

Und mit den Ohren zuckte – natürlich.

Ein kleines Geräusch weckte mich auf. Vor mir stand Schwester Marion.

»Wo kommen die vielen Pfützen auf dem Boden her?« wollte sie wissen. Dann hob sie ihre Nase in die Luft und schnüffelte. »Ziemlich komischer Geruch hier drinnen, ich werde mal ordentlich lüften.« Sie durchquerte das Zimmer und öffnete die Fensterflügel.

Fast sofort erklang helles Glockengebimmel um uns herum.

»Soll ich das Fenster wieder schließen?«

»Nein, nein, lassen Sie es bitte auf.«

Die Krankenschwester drehte sich zu mir um. »Wovon haben Sie gerade eigentlich geträumt?«

Sollte ich sie wissen lassen, dass ich in Gedanken meinen Urlaub im bayrischen Wald plante, wo doch alle Welt nach Thailand flog oder in die USA?

»Wieso interessiert Sie das?« fragte ich zurück.

»Weil Sie so entspannt gelächelt haben«, antwortete sie mir.

Lauras Segeltörn

Elisabeth Rosche

Erst als die Tür mit einem leichten Klicken hinter ihr ins Schloss fällt, kann Laura wieder durchatmen. Nicht erleichtert, nein, dafür ist der Schock zu groß. Zu allem, was ihr der Doktor erzählte, hat sie nur genickt oder mit einem kurzen Ja geantwortet, das Merkblatt achtlos in ihre Handtasche gesteckt. Wie hatte die Diagnose gelautet? Eierstockkrebs? Reizdarm, Magengeschwüre oder Gallensteine, damit hat sie gerechnet, aber doch nicht mit Krebs. Der Arzt hatte ihr zu einer Operation und anschließender Chemotherapie geraten. Laura hatte ihn nur stumm angeschaut und gedacht, es liegt bestimmt eine Verwechslung vor.

Keiner in ihrer großen Familie ist jemals an Krebs erkrankt. Also hat auch sie ein Anrecht auf ein langes gesundes Leben.

Gut, sie war wegen diffuser Bauchschmerzen in die Praxis gekommen. Aber gleich diese Diagnose! Es kann sich sicherlich nur um einen Irrtum handeln. Gar nicht erst auf Schmerzen achten, so sagte ihre Großmutter immer, dann verschwinden sie von allein. Aber das scheint nicht zu stimmen. Und gleich eine so umfangreiche Operation?

Die Schmerzen sind doch mit ein wenig guten Willen und einigen Schmerztabletten noch zu ertragen, so schlimm ist es nun wirklich nicht. Sie blickt sich um, sieht die vorbeieilenden Menschen, hört den brausenden Verkehrslärm der nahen Schnellstraße. Alles unverändert, alles so wie noch vor wenigen Stunden. Sie ist offenbar die einzige weit und breit, deren Schicksal in kurzer Zeit derart umgekrempelt wird. Laura geht ein paar Schritte und sieht ihr Spiegelbild im Fenster einer Apotheke. Jünger als meine achtundfünfzig Jahre sehe ich zwar nicht aus, denkt sie kritisch und mustert ihre grauen Haare und die zwei steilen Falten zwischen den Augenbrauen. Aber ich bin doch viel

zu jung zum Leiden und Sterben. Die Diagnose stimmt nicht. Kann einfach nicht stimmen. Ja, so wird es sein. Ich gehe zu einem anderen Arzt. Der wird mir bestätigen, dass ich absolut gesund bin. Und bis dahin nehme ich Urlaub. Leben und es genießen, auf der Welt zu sein. Das will ich. Danach sehe ich weiter. Mit einer Krankheit kann ich mich dann immer noch befassen. Alles ist nur halb so schlimm, wie es zunächst aussieht, auch so ein Großmutterspruch.

Laura beschließt, niemandem von der Diagnose zu erzählen. Auch Rudolf, ihrem Ehemann, nicht. Zumindest nicht sofort. Zum Glück hat sie den Arztbesuch vor ihm nicht erwähnt. Er hat mit dreiundsechzig Jahren ein Anrecht auf einen sorgenlosen Ruhestand. Endlich hat er die Zeit, mit seinem Segelboot einen ausgiebigen Ostseetörn zu unternehmen. So ein kleiner Eierstockkrebs darf ihn nicht davon abhalten.

»Rudolf, ich bin wieder da«, ruft sie, als sie die Haustür öffnet.

»Schön, Schatz, sieh mal, ich plane, von unserem Liegeplatz in Kröslin zunächst über Stralsund nach Hiddensee zu segeln, dann Rügen zu umrunden und anschließend Bornholm anzupeilen.«

Gebeugt über die große Karte, die auf dem Esstisch ausgebreitet ist, zeigt Rudolf mit dem Bleistift auf die Orte. Laura zieht einen Stuhl heran, nimmt Rudolfs Kopf in ihre Hände und küsst ihn auf den Mund.

»Gefällt mir, nimmst du mich mit?«

Rudolf blickt hoch und mustert sie mit seinen graublauen Augen aufmerksam.

»Was ist denn los mit dir? Zuerst so eine zärtliche Begrüßung und dann willst du mitkommen. Natürlich, ich freue mich darüber. Aber bisher hast du dich doch immer geweigert zu segeln.«

»Ja, das stimmt. Aber ich kann ja noch dazulernen. Darauf trinken wir jetzt erst mal ein Glas Sekt. Mir ist so danach.«

Während sie mit einer kurzen Handbewegung über sein graues Haar streicht, steht Laura auf und fragt: »Wann soll es denn losgehen?«

»Übermorgen, am Sommeranfang. Die Tage sind jetzt so wunderbar lang.«

Mit zwei Gläsern und der Sektflasche kehrt Laura zurück. Gemeinsam studieren sie die Lage der Häfen mit den Liegeplätzen, suchen nach Ankerbuchten und Einkaufsmöglichkeiten für den Proviant. Bei der anschließenden Vorbereitung des Abendbrots hilft ihr Rudolf. Das Fernsehprogramm lassen sie ausfallen und finden stattdessen Zeit für die Liebe.

Erst als Rudolf bereits schläft, kehren die Ängste zurück. Von Operation und anschließender Therapie war die Rede. Leise steht Laura auf und geht ins Wohnzimmer, um nach weiteren Informationen im Internet zu suchen. Ich bin nicht allein auf der Welt mit dieser Krankheit, denkt sie, als sie den PC herunterfährt. Aber das ist nicht wirklich tröstlich. Sie schluckt eine Tablette und kann endlich einschlafen.

Während Rudolf am nächsten Tag seine weiteren Vorbereitungen für den Segeltörn trifft, gönnt sich Laura einen Einkaufsbummel. Als sie sich abends mit frisch gefärbten dunkelbraunen Haaren in ihrer neuen Segelgarderobe vor dem Spiegel betrachtet, kommentiert Rudolf augenzwinkernd: »Eine Kreuzfahrt auf dem Mittelmeer wird unser Segeltörn aber nicht.«

Erst beim Zähneputzen überfallen Laura wieder Ängste, die sie jedoch schnell mit einer Schlaftablette betäubt. Nach dem Segeltörn kümmere ich mich um dich, du verdammter Krebs, schwört sie. Jetzt jedoch noch nicht.

Von den Festmachern befreit erwacht »Fortuna« zu eigenem Leben und passt sich den Wellen an, als Rudolf nach dem Ablegemanöver die Segel setzt und den Motor stoppt. Gleichzeitig überfällt Laura eine leichte Übelkeit. Krampfhaft hält sie sich an der Reling fest. »Lass dich auf das Boot ein, verlagere das Gleichgewicht in die Knie und bleib locker. Es ist wie ein Tanz auf dem Wasser«, rät Rudolf. Laura konzentriert sich auf die untere Körperhälfte, vergisst ihre Ängste, ihre Kontrollgedanken verschwinden. Starke unsichtbare Hände tragen sie. Im Bauch fühlt sie die Bewegung des Wassers, ihre Schultern

lockern sich, die Wirbelsäule passt sich dem Rhythmus der Wellen an.

Dann greift der Wind in die Segel. Das Boot nimmt unter Rudolfs fester Hand Kurs auf Stralsund. Leise plätschern die Wellen, das Log zeigt 4,6 Knoten. Laura setzt sich auf die Cockpitbank, wendet ihr blasses Gesicht der Sonne zu und schließt die Augen. Es ist wieder Sommer, denkt sie, ein Gefühl wie auf der Schaukel in meiner Kindheit. Hitze und gleichzeitig Kühlung durch den Wind. Wunderbar.

»Wenn du Lust hast, übernimm doch mal die Pinne. Wir fahren gleich in den Strelasund ein, deshalb muss ich die Segel neu ausrichten,« unterbricht Rudolf ihre Träumerei. Überrascht umfasst Laura das Ruder. Sie spürt die Glätte des lackierten Teakholzes, den Druck des Wassers gegen das Ruderblatt, begreift intuitiv, dass ihr Pressen nach links das Boot nach rechts lenkt und dieses umgekehrt auch funktioniert. Sie beobachtet, wie Rudolf mit den Leinen über den Winschen das Vorsegel bewegt und das Großsegel dann in die richtige Position bringt, so dass »Fortuna« neue Fahrt aufnehmen kann.

»Das war richtig toll«, lobt Rudolf, als er wieder die Pinne übernimmt, »so habe ich mir den Einsatz der automatischen Steueranlage gespart.« In Laura steigt Stolz auf, gleichzeitig denkt sie verwundert, dass sie kein einziges Mal seit dem Ablegen an den Krebs gedacht hat.

Gegen Abend erreichen sie Stralsund. Gekonnt lenkt Rudolf »Fortuna« auf einen freien Liegeplatz. Nachdem er mit Festmachen und Fendern sein Boot gesichert hat, trinken sie gemeinsam ein Glas Rotwein und betrachten die Einfahrt weiterer Boote. Eine wohlige Müdigkeit erfasst Laura. »Was hältst du davon, wenn ich uns einfach eine Linsensuppe mit Würstchen erhitze?«, fragt sie, »mir ist nicht nach Kochen.«

»Suppe und Bordleben passen perfekt zusammen«, antwortet Rudolf und streichelt ihren Arm.

Mit großem Appetit verzehrt Laura das einfache Gericht. Als sie anschließend ein weiteres Glas Rotwein trinkt, fühlt sie einen

Hauch vollkommener Zufriedenheit. Dieses Gefühl soll bleiben, denkt sie später in der Kojе, bevor ihre Augen zufallen. Sanft geschaukelt von den Wellen schläft sie tief und traumlos. Selbst das Klappern der Masten kann sie in dieser Nacht ohne Schlaftabletten nicht stören.

Um Rudolf mit frischen Brötchen zu überraschen, klettert Laura am nächsten Morgen von Bord und betritt die Kaimauer. Schwindel erfasst sie, vergeht jedoch nach einigen Sekunden. Jetzt sieht sie wieder klar. Sie befindet sich auf festem Untergrund. Ihr Kopf hat wieder die Regie übernommen. Erleichtert lacht sie auf. Lacht über sich selbst.

»In Hiddensee könnten wir eigentlich einen Tag länger bleiben, oder?«, fragt Rudolf nach dem Frühstück. »Wir leihen uns dort Fahrräder und machen einen Ausflug über die Insel.« Laura nickt.

»Für Segelboote mit ihrem langen Kiel ist die ausgebaggerte Rinne zur Insel jedoch sehr schmal, zumal bei Gegenverkehr. Du müsstest mir ein wenig bei der exakten Navigation helfen.«

»Ist das nicht sehr kompliziert?«, fragt sie ein wenig unsicher.

»Eigentlich nicht«, antwortet er. »Die Markierungen im Wasser liegen manchmal zu weit auseinander. Hier musst du dann einspringen.« Laura wird neugierig.

Aufgeregt verfolgt sie, wie Rudolf rechtzeitig vor der Einfahrt in die schmale Passage die Segel wegnimmt und den Motor startet. Mit konzentriertem Gesichtsausdruck achtet er auf die Böjen, die die Rinne markieren. Zur Unterstützung nimmt sie den Laptop zur Hand. Ein Pfeil, der die Lage der »Fortuna« abbildet, bewegt sich auf dem Monitor langsam, aber stetig zwischen zwei eingezeichneten Linien vorwärts. Sobald er sich diesen zu weit nähert, ruft Laura: »Mehr nach links, mehr nach rechts!« und spürt die unmittelbar darauffolgende Kursänderung der »Fortuna«. Den Unterschied von Steuerbord und Backbord muss sie nicht beherrschen. Die Verständigung klappt wie bei einem eingespielten Team.

Von weitem nähert sich eines der großen Fährschiffe. Wie ein weißer Koloss kommt es auf sie zu. Für einen Moment vergisst Laura die Ansage. Ein Ausweichmanöver ist hier nicht möglich, denkt sie entsetzt. Wir sind ihm ausgeliefert. Wie meinem Krebs. Auch vor ihm kann ich nicht weglaufen. Er ist stärker als ich.

Plötzlich ein leise knirschendes Geräusch unter ihren Füßen. Das Boot erzittert. Der Pfeil verharrt jetzt bewegungslos.

»Wir sitzen fest, sind auf Sand gelaufen!« ruft Rudolf.

»Was machen wir denn jetzt?«

»Ruhig bleiben und überlegen.«

Laura ist überrascht. Von der erwarteten Panik in seiner Stimme hört sie nichts. Im Gegenteil. Rudolf scheint sogar ein wenig froh über das unvorhergesehene Abenteuer zu sein, als er meint: »Zur Not können wir uns abschleppen lassen. Aber zunächst versuchen wir es mit dem Rückwärtsgang.«

Laura betrachtet gebannt, wie Rudolf mit der rechten Hand die Pinne hält, während er mit der linken die Gangschaltung zu seinen Füßen bewegt. Nach mehrmaligem Vor und Zurück bei hochdrehendem Motor und aufschäumendem Wasser nimmt »Fortuna« wieder Fahrt auf.

Als sie Vitte erreichen, atmet Laura erleichtert auf. An die Rückfahrt morgen mag sie nicht denken.

»Was ist mit dir?« fragt Rudolf und mustert sie besorgt.

»Ach, nur ein wenig Kopfschmerz.«

»Mit meiner guten Massage verschwindet er gleich.« Rudolf knetet ihre Schultern und den Nacken.

»Sind schon weg«, wehrt Laura ihn ab. Unter Deck nimmt sie eine Tablette. Mit einem Lächeln und zwei Flaschen Bier erscheint sie wieder im Cockpit. Trotzdem wartet sie vergeblich auf eine Entspannung. In der Nacht plagen sie Alpträume von Ungeheuern, die mit langen Fangarmen nach ihr greifen und denen sie nicht entrinnen kann.

Schweißgebadet wacht sie auf. Sie orientiert sich. Das Licht der frühen Morgendämmerung fällt durch das seitliche Bullauge. Auf dem Boot bin ich sicher, denkt Laura und spürt »Fortunas«

sanftes Schaukeln, hört auf das schon vertraute Klappern der Masten und Rudolfs regelmäßigen Atem. Sie schläft wieder ein.

Am nächsten Tag besichtigen sie auf geliehenen Fahrrädern die autofreie Insel. Zwischen den niedrigen Büschen und Sträuchern längs der Wege ist es windstill. Schwüle liegt in der Luft. Laura schwitzt. Sie fällt hinter Rudolf zurück. Meldet sich der Schmerz in ihrem Bauch? Nein, nicht daran denken. Es ist so schön hier, so perfekt, so fern von allem Unheil.

Nach ihrer Rückkehr kocht Laura Spaghetti und öffnet ein Glas fertige Tomatensauce, die sie erhitzt. Im Gegensatz zu den anderen Tagen arbeitet sie heute schweigsam. Als sie den Parmesankäse hobelt, ziehen Schmerzen durch den Unterbauch. Erschöpft hält sie inne. »Irgendwas ist mit dir«, stellt Rudolf fest. Er schaut vom Cockpit herunter in die Kombüse. »Ich merke es schon, seitdem du an Bord bist.«

»Nein, alles ist gut.« Die Tränen in Lauras Augen sagen jedoch etwas anderes. »Seekrank bist du nicht, also was ist wirklich los?« Rudolf kommt die Stufen herunter und sieht sie forschend an.

»Ich habe diese Tage mit dir an Bord so genossen. Sogar an einen Segelkurs habe ich gedacht. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Es tut mir so leid.« Schluchzend berichtet sie von ihrem Arztbesuch und der Diagnose.

Behutsam legt Rudolf den Arm um ihre Schultern. »Das kann kein Mensch allein tragen. Morgen fahren wir zurück und kümmern uns um die nächsten Schritte. Ich bin ganz sicher, dass wir beide gemeinsam diese Krankheit besiegen können. Lass uns hochgehen und miteinander reden. Die Spaghetti können warten.«

An diesem Abend lassen sie das Essen ganz ausfallen. Später leeren sie gemeinsam in dicke Decken gehüllt eine Flasche Rotwein und betrachten schweigend den Sonnenuntergang. So intensiv wie in diesen Tagen nach der Diagnose habe ich mein Leben noch nie gelebt, denkt Laura. Vielleicht habe ich ja eine Chance und kann wieder gesund werden. Im nächsten Jahr warten schließlich der Segelschein und ein Törn nach Bornholm auf mich.

Anhang

Zu den AutorInnen

Elli Bunt (41 Jahre bei Einreichung des Beitrags) lebt und arbeitet als Psychologin und Therapeutin in Köln. Ursprünglich stammt sie aus einem kleinen Dorf in Nordhessen. Seit 2009 schreibt sie Gedichte und Geschichten und nimmt regelmäßig an Workshops und Lesungen teil. Aktuell arbeitet sie an einem Roman und gemeinsam mit ihrem Mann an einem Bilderbuch.

Wiebke Dickfeld (geb. 1990) ist gelernte Rettungsassistentin und seit 2014 Medizinstudentin an der Universität Mainz. Durch ihren Beruf und das Studium kam Wiebke Dickfeld immer wieder in Kontakt mit Patientinnen mit Ovarialkarzinom. Einige Begegnungen waren sehr berührend und finden sich in Elementen ihrer eingereichten Geschichte wieder. Diese ist fiktiv, bezieht sich jedoch auf real erlebte, einprägsame Momente aus dem Klinikalltag.

Susanne Diehm ist Schreibtherapeutin. Sie führt regelmäßig Schreibwerkstätten mit Jutta Michaud durch (<https://sudijumi.wordpress.com/schreibangebote/>). Für sie hat das Schreiben therapeutische Wirkung.

Ulrike Engels-Koran (geb. 1958), Lebensmotto: »Lieber spät als nie«, hat folgerichtig das Schreiben erst vor ein paar Jahren entdeckt. Jetzt ist es aus ihrem Leben nicht mehr wegzudenken. Am liebsten veröffentlicht sie ihre Geschichten in den Anthologien von Elke Bockamp.

Birgit Gruber erhielt im Alter von 45 Jahren, mitten in der Gründungsphase eines Geschäfts, die Diagnose Eierstockkrebs. Ihre zwei Töchter und ihr Mann begleiteten sie in dieser schwierigen Phase. Nicht allein die Erkrankung, auch finanzielle Sorgen und Nöte warfen sie völlig aus der Bahn. Das Niederschreiben ihrer

Erfahrungen und diese immer wieder neu zu überdenken halfen ihr durch die dunkelsten Zeiten. In ihrer Freizeit begleitet sie nun andere Betroffene ein Stück des Weges, manchmal auch bis hin zum Sterben. Sie glaubt, großes Glück gehabt zu haben. Getragen von der Liebe ihrer Liebsten, gut betreut und versorgt von ihren behandelnden Ärzten und Pflegern und aufgefangen von einer erstklassigen Psychoonkologin geht sie positiv und voller Lebensfreude ihren Weg.

Eva Heß wurde 1984 in Düsseldorf geboren, wo sie heute mit ihrem Mann und ihren Kindern im Düsseldorfer Umkreis lebt. Nach einem abgeschlossenen Germanistikstudium begann sie vor neun Jahren ihre Arbeit als Copywriter in verschiedenen Werbeagenturen, die ihr bis heute viel Freude bereitet. Der von ihr eingereichte Text handelt von ihrer Schwester, die durch ihr BRCA-Gen im Jahr 2011 an Brustkrebs erkrankte, der später Hirnmetastasen bildete. Sie starb am 6. März 2017.

Manfred Kiefer (geb. 1953) hat nach einem Lehramtsstudium (Englisch/Geschichte) vor allem in der Erwachsenenbildung und, nach einer Umschulung, im IT-Bereich gearbeitet – zuletzt über 25 Jahre für eine amerikanische Softwarefirma. Seit dem 1. Januar 2017 ist er im Ruhestand. Nach dem Tod seiner Frau, mit der er über vierzig Jahre zusammen war, versucht er sein Leben neu zu ordnen. Er hat eine Stiftung gegründet, die ihren Namen trägt. Die Erträge der Stiftung sollen Personen oder Institutionen zur Verfügung gestellt werden, die sich für Innovationen in der Krebsforschung einsetzen oder Patienten helfen, ihr Leid zu lindern. Das ist ihm eine Herzensangelegenheit.

Regine Levanic (45 Jahre bei Einreichung des Beitrags) wohnt in einem kleinen Städtchen in Niederbayern. Ihre erste Erfahrung im Verfassen von Lyrik hatte sie mit fünfzehn Jahren und hat seither das Schreiben nicht mehr lassen können. Sie ist auch Autorin von Kurzgeschichten und Märchen und kann auf zahlreiche Ver-

öffentlichungen zurückblicken. Adresse: Kiefernweg 13, D-93333 Neustadt a. d. Do. E-Mail: Regina.Levanic@gmx.de

Elke Leonhard (geb. 1949). Die Publizistin und langjährige Abgeordnete des Deutschen Bundestags war u. a. Vorsitzende des Ausschusses für Kultur- und Medien, Vorsitzende der Deutsch-Britischen Parlamentarier, Alumna des Großbritannien-Institutes der Humboldt Universität, Mitglied zahlreicher Kuratorien, u. a. der Universität Trier/Luxemburg, außerdem Vize-Vorstands-Vorsitzende von InterNationes, Vorsitzende der Interparlamentarischen Union und Präsidentin der Deutschen Parlamentarischen Gesellschaft. Sie ist Autorin zahlreicher Bücher und Dokumentarfilme und arbeitet heute als Consultant für Politische und Management Strategien, ist zudem Vorstandsmitglied der Förderer der Hebräischen Universität und Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Grundwerte und Völkerverständigung.

Mirjam Phillips (geb. 1958) wurde in Bremen geboren und zog nach dem Abitur nach Großbritannien, wo sie Hispanistik und Amerikanistik studierte. Nach einjähriger Lehrtätigkeit in Madrid setzte sie ihr Studium in Großbritannien fort und arbeitete neun Jahre lang als Dozentin an einer Hochschule in Cambridge. Seit ihrer Rückkehr nach Bremen unterrichtet sie Englisch und Spanisch am Gymnasium. Mirjam Phillips hat zwei erwachsene Kinder, schreibt Kurzkrimis und andere Kurzgeschichten, Aphorismen und Lyrik. Von 2016 bis 2017 war sie Lehrbeauftragte für Kreatives Schreiben an der Universität Bremen.

Elisabeth Rosche wurde 1951 im südlichen Niedersachsen geboren. Nach dem Studium der Volkswirtschaftslehre in Kiel, das sie mit dem Diplom im Jahre 1975 abschloss, war sie in Hamburg, Düsseldorf und Köln berufstätig. Seit der Pensionierung wohnhaft im Havelland vor den Toren Berlins und Mitglied in zwei Schreibwerkstätten. Wegen stark wuchernder Endometriose wurden ihr schon mit 33 Jahren die Gebärmutter und beide

Eierstöcke entfernt, zum Glück ohne Krebsbefund. Adresse: Elisabeth Rosche, Unter den Linden 43, 14621 Schönwalde-Glien.

Jalid Sehoul (geb. 1968 in Berlin) ist Ordinarius an der Charité und Leiter der Frauenklinik und des Europäischen Kompetenzzentrums für Eierstockkrebs. Jalid Sehoul gehört zu den weltweit führenden Spezialisten und Wissenschaftlern auf dem Gebiet des Eierstockkrebses. Er ist zudem Initiator und Mitbegründer der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs und Schriftsteller. Als solcher veröffentlichte er die belletristischen Bücher »Marrakesch« sowie »Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo«. 2018 erschien sein Sachbuch »Von der Kunst, schlechte Nachrichten gut zu überbringen«. Er ist auch Mitherausgeber eines Buches zum Kreativen Schreiben, »Mit Schreiben zu neuer Lebenskraft«.

Gerti Schweisser (Pseudonym: GeeS) kam 1966 im schönen Bayern auf diese Welt, um mit einer guten Portion Frohsinn im Bauch all die Wunder des Daseins zu bestaunen. Sie schreibt und veröffentlicht Kinder- und Familienliteratur, gibt gerne menschlichen Themen Raum und hat immer wieder gerne an Kleinmusicals und Singspielen teil. Mit ihren Texten will sie die Leser einfangen – und verändert weiterziehen lassen.

Julia Schwerdtfeger (geb. 1958) arbeitet als niedergelassene Frauenärztin in der Nähe von Hannover. Das Thema Eierstockkrebs beschäftigt sie beruflich schon seit vielen Jahren durch die Betreuung ihrer Patientinnen in der Praxis, aber auch in ihrem privaten Umfeld wurde sie mit dieser Erkrankung konfrontiert.

Jutta Vinzent (geb. 1968) lehrt als Kunsthistorikerin an der University of Birmingham (UK) und ist Research Fellow am Max-Weber-Kolleg in Erfurt. Sie hat mehrere Bücher und Aufsätze zu moderner und zeitgenössischer Kunst veröffentlicht und herausgegeben. 2011 ist sie an Eierstockkrebs erkrankt. Nachdem sie den ersten Schock überwunden hatte, begann sie, angeregt

durch Jalid Sehouli und die Deutsche Stiftung Eierstockkrebs, etwas von dem, was sie erfahren hat, an andere PatientInnen weiterzugeben, in der Hoffnung, Mut zu machen, Unterstützung zu geben und Solidarität mit anderen Erkrankten durch die Botschaft »Du bist nicht allein« zu fördern.

Danksagung

Dieses Buch wäre nie zustande gekommen ohne die finanzielle und geistige Unterstützung einer Reihe von außergewöhnlichen Menschen, die sich privat und im öffentlichen Leben durch ihre Tätigkeit in Institutionen, Stiftungen, Verlagen und Zeitungen für andere Menschen einsetzen. Dafür möchten wir Danke sagen und unseren Respekt aussprechen. Der Dank gebührt auch verschiedenen Institutionen, Einrichtungen und Firmen, aber auch hier machen die besonderen Menschen deren Seele aus. Für die Preise des Literaturwettbewerbs bedanken wir uns insbesondere bei dem Berliner Zoo, der Deutschen Seniorenwerbung, der Firma Tesaro, bei SUDIJUMI, dem Mandala Hotel, dem Andels Hotel, dem be.bra verlag, dem Kösel-Verlag und dem Suhrkamp Verlag. Vor allem folgende Personen haben sich mit viel Rat und vielen Taten um die Umsetzung des Literaturwettbewerbs mehr als verdient gemacht: In alphabetischer Folge möchten wir uns bei Dr. Robert Armbrust, Irene Dische, Nina George, Corinna Grünke, Dr. Eckhart von Hirschhausen, Ulrich Hopp, Wolfgang Kohlhaase, Dr. Elke Leonhard, Patricia Riegel, Moritz Rinke, Prof. Dr. Michael Tsokos, David Wagner und Frau Wallner, dem Kuratorium der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs und natürlich bei Susanne Fechner und Elena Schwarz erkenntlich zeigen.

Ganz besonderer Dank gilt zum Schluss allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Literaturwettbewerbs. Die Auswahl unter den vielen eingesandten Texten fiel uns sehr schwer. Wir bedanken uns bei allen, die sich an ihrem Schreibtisch, auf dem Sofa oder im Bett (auf)gesetzt haben, um mit ihrer inneren Stimme am Schreiben gegen den Krebs teilzunehmen. Ohne sie hätte dieses Projekt nicht realisiert werden können. Mögen ihre Worte dazu anstiften, sich mitzuteilen, um der Krankheit Positives gegenüberzustellen, das anderen Trost, Hoffnung, Mut und Lebensfreude verleiht.

Jalid Sehouli und Jutta Vinzent

Weiterführende Literatur

- Elli Bunt, »Beziehungskiste«, in: C.-M. Liegener (Hrsg.), 3. Bubenreuther Literaturwettbewerb 2017, Hamburg: tredition, 2017.
- Elli Bunt, »Du sagst Du liebst mich doch«, in: Literatur-Apotheke (Rubrik: Gedichte, Beitrag vom 24.07.2017), <http://www.literatur-apotheke.de/>
- Elli Bunt, »Vielfalt des Lebens«, in: Literatur-Apotheke (Rubrik: Gedichte, Beitrag vom 24.07.2017), <http://www.literatur-apotheke.de/>
- Elli Bunt, »Zwischen den Zeilen«, in: Literatur-Apotheke (Rubrik: Gedichte, Beitrag vom 24.07.2017), <http://www.literatur-apotheke.de/>
- Susanne Diehm/Jutta Michaud: Bittersüße Geschichten. Geschichten vom Leben und Lieben, epubli, 2016 (online Publikation, siehe www.amazon.de)
- Susanne Diehm/Jutta Michaud, Erfolgreiche PR- und Unternehmens-texte, Heidelberg: mitp-Verlag, 2014
- Susanne Diehm/Jutta Michaud/Jalid Schouli, »Mit Schreiben zu neuer Lebenskraft« – Übungsbuch für Patientinnen mit Krebserkrankungen und ihre Angehörigen, München: Kösel, 2018
- Anna Faroghi, Krebs Kung Fu. Eine Geschichte vom Kampf gegen den Krebs, Berlin: be.bra Verlag, 2017
- Regine Levanic (Pseudonym Chenila Booker), »Das Geistergespräch«, in: Asphaltspuren, 2011, 76
- Regine Levanic (Pseudonym Chenila Booker), »Am Anfang war es schwierig« in: (Herausgeber unbekannt), Seelenfeuer, Lindlar: Schweitzerhaus Verlag, 2012, 207–208
- Regine Levanic (Pseudonym Chenila Booker), »Erinnerungslücken«, in: Simone Edelberg und Karin Jacob (Hrsg.), Die Welt im Wasserglas, München: Wortkuss Verlag, 2011, ohne Seitenzahl
- Regine Levanic (Pseudonym Chenila Booker), »Feuerkelch« und »Gepäck«, in: Reibeisen. Das Kulturmagazin aus Kapfenberg, no. 29, 2012, 46
- Regine Levanic (Pseudonym Regina Brass), »Frohe Weihnacht im Herzen«, in: Marie Rossi (Hrsg.), Die Weihnachts-Anthologie aus dem Elbverlag, Magdeburg: Elbverlag, 2011, 38
- Regine Levanic (Pseudonym Regina Brass), »Frühling im Herzen«, in: Marie Rossi (Hrsg.), Frühling im Herzen. Die Frühlingssanthologie aus dem Elbverlag, Magdeburg: Elbverlag, 2012, 100

- Regine Levanic (Pseudonym Regina Brass), »Liebe macht blind«, in: Brentano-Gesellschaft (Hrsg.), Jahrbuch für das Neue Gedicht, Frankfurt: Brentano-Gesellschaft, 2011, 934
- Charlotte Link, Sechs Jahre. Der Abschied von meiner Schwester, München: Blanvalet, 2016 (Taschenbuchausgabe)
- Jutta Michaud, »Fahrstuhl abwärts«, in: Guido Rademacher (Hrsg.), »... und dann ging die Geschichte erst richtig los«. Ein Lesebuch. Biografisches und Kreatives Schreiben an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin, Berlin: Schibri-Verlag, 2011
- Jutta Michaud (Hrsg.), »Und sowas kommt dabei heraus«, Frechen: epubli, 2012 (online Publikation, www.amazon.de)
- Clemens Ottawa, Schreiben gegen den Tod. Krebs in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Akademiker Verlag, 2014
- Annette von Rexrodt, Dem Krebs davonleben. Wir haben die Chance, Berlin: Ullstein, 2009
- Annette von Rexrodt, Ich brauche euch zum Leben. Gemeinsam den Krebs besiegen. Berlin: Ullstein, 2016 (Neuausgabe)
- Annette von Rexrodt, Ich brauche euch zum Leben. Krebs – wie Familie und Freunde helfen können, Hamburg: Rowohlt, 2007
- Annette von Rexrodt, » ... und flüstere mir vom Leben«. Wie ich den Krebs überwand, Bergisch Gladbach: Breuer und Wardin, 2005
- Annette von Rexrodt, » ... und tanze durch die Tränen. Auf dem Weg zur Heilung«, München: Ullstein, 2001
- Elisabeth Rosche, »Abschied von der Sausewind«, in: Herzbuch Ein letztes Mal, Magdeburg 2018
- Elisabeth Rosche, »Der Fall der Magnolie«, in: Marie Rossi (Hrsg.), Herzbuch Stille, Magdeburg 2018
- Elisabeth Rosche, »Der neue Nachbar«, in: Marie Rossi (Hrsg.), Herzbuch Glücksmomente, Magdeburg 2017
- Elisabeth Rosche, »Ein stürmischer Sommeranfang«, in: Petra Pohlmann (Hrsg.), Mit Heiterkeit durch den Sommer, Weiden 2018
- Elisabeth Rosche, »Liebelein«, in: Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte, Gräfelung 2018
- Elisabeth Rosche (Hrsg.), Made in Schönwalde, Schönwalde 2018 (mit eigenem Beitrag)
- Elisabeth Rosche, »Mein Bruder«, in: Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte, Gräfelung 2017, ohne Seitenzahl
- Jalid Sehoul, Von der Kunst, schlechte Nachrichten gut zu überbringen, München: Kösel, 2018

- Nicole Staudinger, Brüste umständehalber abzugeben. Mein Leben zwischen Kindern, Karriere und Krebs, Hamburg: Eden Books, 2018
- Nicole Staudinger, Stehaufqueen. Die Herausforderungen des Lebens elegant und majestätisch meistern, München: Knauer, 2018
- Jutta Vinzent, »Und was sagt die Jury«, in: Die zweite Stimme, 1 (2018), 14
- Jutta Vinzent, »Von Liminalitäten und Passagen«, in: Die zweite Stimme, 2 (2016), 20–23

Engelssprachige Bücher und Ressourcen

- Jenny Allen, <http://www.jennyallenwrites.com/> (Schriftstellerin, die selbst an Eierstockkrebs erkrankt ist)
- Julia Baird, <https://www.facebook.com/juliabairdonline/> (Schriftstellerin, die selbst an Eierstockkrebs erkrankt ist)
- Gillie Bolton, The Therapeutic Potential of Creative Writing: Writing Myself, 1999
- Wendy French, »Patients«. Create Writing Group, in: Impact. Newsletter for University College Hospital Cancer Fund (Winter 2017/Spring 2018)
- Wendy French, Thinks Itself A Hawk. Poems from the University College Hospital, Macmillan Centre, London, London: Hippocrates Press, 2016
- Susan Gubar, Memoir of a Debulked Woman. Enduring Ovarian Cancer, New York, London: W. W. Norton & Co., 2012
- Emma Hanningan, <http://www.emmahannigan.com/> (Schriftstellerin, die selbst an Eierstockkrebs erkrankt ist)
- Cheyann Shaw, https://www.instagram.com/cheymarie_fit/?hl=en (Bloggerin auf Instagram, die selbst an Eierstockkrebs erkrankt ist)
- Writers Unite to Fight Cancer, <http://writersunitetofightcancer.org/> (»Writers Unite to Fight Cancer is a group of authors who increase community awareness about cancer and volunteer their time and talents to raise money for cancer research.«)



deutsche stiftung eierstockkrebs
german ovarian cancer foundation



In Deutschland wird jährlich bei rund 7500 Frauen Eierstockkrebs diagnostiziert. Über die Erkrankung wissen die Betroffenen und die Öffentlichkeit oftmals nur sehr wenig.

Um die Patientinnen und ihre Angehörigen gezielter und besser zu informieren und aufzuklären, wurde 2010 auf Initiative von Professor Dr. Jalid Sehouli die Deutsche Stiftung Eierstockkrebs gegründet.

Informieren – Aufklären – Forschung stärken!

Die Stiftung initiiert unter anderem Informationsveranstaltungen wie die BRCA-Infotour. Sie veröffentlicht Aufklärungsfilme und Patientinnen-Magazine, unterhält mit „DIWA“ die europaweit größte Facebook-Community zu Eierstockkrebs und sie unterstützt themenrelevante Forschungsprojekte, unter anderem zu Diagnostik und Langzeitüberleben.

Unterstützen Sie die Arbeit der Deutschen Stiftung Eierstockkrebs mit einer Spende!

Spendenkonto

Deutsche Stiftung Eierstockkrebs | Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE78 1002 0500 0001 2065 00 | BIC: BFSWDE33BER

www.stiftungeierstockkrebs.de

Die schwersten Gespräche sind die wichtigsten



Schlechte Nachrichten gut zu überbringen ist eine hohe Kunst. Jalid Sehouli verbindet berührende Geschichten aus seiner ärztlichen Praxis mit konkreten Ratschlägen und liefert so wertvolle Anregungen für jeden, der schwierige Gespräche führen muss.

Das erste populäre Buch zu einem existenziellen Thema!



Kösel

www.koesel.de

Hilfe durch Kreatives Schreiben

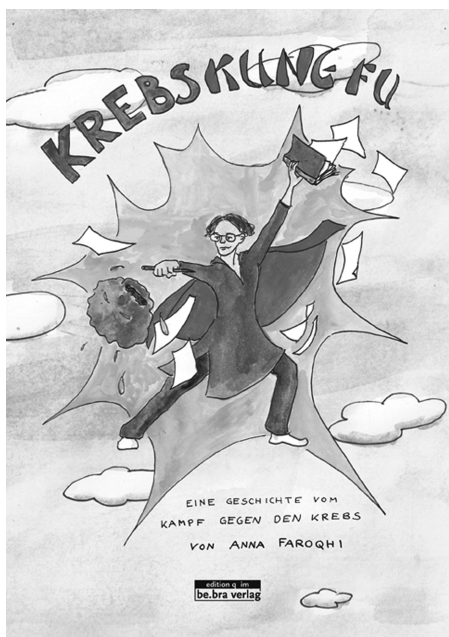


Patientinnen mit Krebserkrankung und deren Angehörige finden in diesem praktischen Übungsbuch eine Fülle verschiedener Anleitungen zum Kreativen Schreiben. Die vorgestellten Methoden und Schreibübungen helfen dabei, die Diagnose einer Krebserkrankung konstruktiv zu verarbeiten, neue innere Stabilität zu gewinnen und wichtige Schritte auf dem Weg zur Genesung zu unternehmen.



Kösel

www.koesel.de



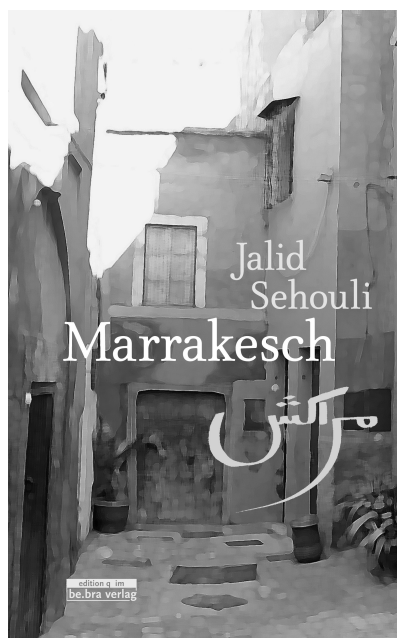
Anna Faroghi

Krebs Kung Fu
Eine Geschichte
vom Kampf gegen
den Krebs

160 Seiten, 20,- €
ISBN 978-3-86124-
703-6

Krebs macht stumm. Eine Diagnose, die von einem Tag auf den anderen ein Leben infrage stellt, lässt sich nur schwer in Worte fassen. Anna Faroghi lässt in dieser Graphic Novel deshalb Bilder sprechen. Sie lässt uns teilhaben an ihrer eigenen Geschichte, an den traurigen, aber auch an den alltäglichen, absurden oder schlicht komischen Momenten bei ihrem Kampf gegen den Krebs. Auf lakonisch-humorvolle Weise schildert sie den Umgang mit Ängsten und neuen Situationen angesichts einer lebensbedrohlichen Krankheit. Ihr Buch informiert nicht nur, sondern macht zugleich allen Betroffenen und Angehörigen Mut.

www.bebraverlag.de



Jalid Sehouli
Marrakesch

208 Seiten, 20,- €
ISBN: 978-3-86124-729-6

Marrakesch ist einer der geheimnisvollsten und faszinierendsten Orte der Welt. Der Djemaa el Fna, der »Platz der Gehängten«, mit seinen Marktständen, Gauklern und Schlangenbeschwörern, die engen Gassen, die Basare und die in Innenhöfen verborgenen Gärten haben die »rote Stadt« zu einem Inbegriff orientalischen Lebens werden lassen. Jalid Sehouli widmet Marrakesch ein vielschichtiges Porträt, in dem sich Farben, Gerüche, Schicksale und Geschichten auf magische Weise miteinander verbinden.

www.bebraverlag.de



Jalid Sehouli
Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo

272 Seiten, 22,- €
ISBN 978-3-86124-700-5

Tanger ist eine der geheimnisvollsten Städte der Welt. Bewohnt von hungrigen Schmugglern, exzentrischen Literaten und glücklosen Glücksrittern, war die ›weiße Perle Afrikas‹ lange Zeit verrufen und ist noch heute ein Magnet unzähliger außergewöhnlicher Menschen und ihrer Schicksale.

Jalid Sehouli hat sich auf den Weg gemacht in die Heimat seiner Eltern, in der er selbst niemals lebte, und verwebt seine Begegnungen und Erlebnisse zu einem faszinierenden Panorama, das von Sehnsucht, Liebe, Schmerz, Heimat und Verlust erzählt.

www.bebraverlag.de
